

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in der Volksrepublik China

vom 15. September bis 01. November 2010

China im Spagat – Wachstum versus Klimaschutz

Von Philipp Bilsky

China, vom 15. September bis 01. November 2010



Inhalt

1. Zur Person:	158
2. Ankunft: dicke Luft in Peking	158
3. Fehlende Wohnblöcke, Stockwerke und Internetseiten	160
4. Kurz vor dem Kollaps: der Pekinger Verkehr	161
5. Grundproblem: billiges Öl, billige Kohle	162
6. „Genau das sind Menschenrechte“	164
7. Anping – kein Strom im OP	168
8. Chinesische NGOs – Sprachrohr der Regierung?	170
9. Ein optimistischer Pessimist – die Zukunft der NGOs in China	173
10. Medien I – die Innenansicht	175
11. Medien II – die Außenansicht	177
12. Kopenhagen – ein PR-Desaster?	179
13. Raus aufs Land – stehen oder nicht stehen?	181
14. Landluft	182
15. Yangrou – Lammfleisch	184
16. Kuhdung im Ofen	184
17. „Ohne Wasser kann einfach nichts existieren“	185
18. Ein langer, harter Kampf	187
19. Selbstmord statt Friseurbesuch	188

20. „Die USA tun doch viel fürs Klima“	189
21. Vom Ausland lernen?	191
22. Deutsche Presse? Nein Danke (I)	192
23. Deutsche Presse? Nein Danke (II)	192
24. Ambitioniert: Der Umbau des chinesischen Energiemarktes	194
25. Abflug und Fazit	196

1. Zur Person:

Meinen ersten Kontakt zu China hatte ich bereits während der Schulzeit. An der Wilhelm-Raabe-Schule in Hannover bekam ich die Gelegenheit, die Grundlagen der chinesischen Sprache zu lernen. Nach dem Abitur entschied ich mich, meine Chinesischkenntnisse weiter auszubauen und studierte Sinologie und Zeitgeschichte. Im Jahr 2007 begann ich ein trimediales Volontariat bei der Deutschen Welle. Heute arbeite ich unter anderem für Deutsche Welle TV. Insgesamt habe ich bis heute mehr als drei Jahre in China gelebt, davon zwei Jahre während des Studiums an der Jilin-Universität im nordostchinesischen Changchun.

Aus China habe ich vor allem zwei Einsichten mitgenommen: Erstens, dass ein Kontinent wie Europa aus einer Entfernung von rund 7.000 Kilometern recht klein und manchmal weltpolitisch eher nebensächlich erscheinen kann. Und zweitens, dass globale Probleme auf der anderen Seite der Weltkugel oft auch sehr anders wahrgenommen werden. Wenn ich über China berichte, versuche ich, diese anderen Wahrnehmungen zu schildern. Globale Probleme kann man nur lösen, wenn man die unterschiedlichen Sichtweisen kennt – und zwar unabhängig davon, ob man sie für richtig hält oder nicht.

Ansonsten versuche ich, mich an das vom Politikwissenschaftler Thomas Heberer gern angeführte Konfuzius-Zitat zu halten: „Wo alle loben, da heißt es prüfen. Wo alle kritisieren, da heißt es prüfen.“ Für wenige Länder gilt das aus meiner Sicht so sehr wie für die Volksrepublik China.

2. Ankunft: dicke Luft in Peking

Die chinesische Hauptstadt empfängt mich so, wie sie mich vor drei Jahren verabschiedet hat: mit dicker Luft. Damals war ich für eine mehrmonatige Hospitanz im Korrespondenten-Büro der ARD. Diesmal bin ich mit dem Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung gekommen. Das Ziel meiner Reise: Ich will herausfinden, wie China mit dem Problem „Klimawandel“ umgeht.

Ich sitze im Taxi auf dem Weg vom Flughafen. Am Rückspiegel des Wagens baumelt ein kleiner goldener Anhänger an einer roten Kordel. Taxifahrer Shi schlängelt sich geduldig durch den Verkehr. Wir fahren in Richtung Zentrum. Viel zu sehen von der chinesischen Hauptstadt ist allerdings nicht. Die Häuser vor uns verschwinden im Smog.

Ich muss an eine Geschichte denken, die mir eine Korrespondentin vor einiger Zeit erzählt hat. Sie hatte mehrere Jahre in Peking gearbeitet. Als sie nach Singapur versetzt werden sollte, ging sie für eine Routineuntersuchung zum Arzt. „Alles bestens“, meinte der, nur mit dem Rauchen sollte sie viel-

leicht aufhören. Für die Korrespondentin war diese Diagnose ein ziemlicher Schock – sie war Nichtraucherin. Offenbar hatte die Zeit in Peking ihrer Lunge erheblich zugesetzt.

Ob die Luft in den letzten Tagen immer so schmutzig gewesen sei, will ich von Taxifahrer Shi wissen, als wir die dritte Ringstraße hinter uns lassen. „Nein“, winkt der ab, „es ist heute einfach nur bewölkt.“ Ich gucke aus dem Fenster und bin skeptisch. Und wie sich in den kommenden Wochen zeigen wird – leider – zu Recht: An den Millionen Autos, die Tonnen CO₂ in den Pekinger Himmel pusten, hat sich nicht viel geändert.

Es ist Ende September. Die letzte große Klimakonferenz in Kopenhagen ist fast ein Jahr her. Die Reaktionen damals hätten unterschiedlicher nicht sein können: China bewertete das Ergebnis der Verhandlungen als „bedeutend und positiv“. Es habe sich gezeigt, dass sich die chinesische Regierung „hoch verantwortlich gegenüber dem chinesischen Volk, den Völkern der Welt und der Zukunft der Menschheit“ verhalte. Ganz anders das Fazit in den westlichen Industrieländern: China sei verantwortlich dafür, dass in Kopenhagen nicht mehr erreicht worden sei, meinte zum Beispiel der britische Umweltminister Ed Miliband. Das chinesische Veto habe eine Einigung über die Reduzierung der Treibhausgase verhindert.

China ist weltweit der größte Emittent von Treibhausgasen. Zusammen mit den USA kommt China auf rund 40 Prozent der globalen Emissionen. Eine Lösung der Klimafrage ist ohne Peking undenkbar. Aber China weigert sich, rechtlich verbindliche Vorgaben zur Reduzierung seines CO₂-Ausstoßes zu akzeptieren. Aus chinesischer Sicht sind vor allem die westlichen Industrieländer für den Klimawandel verantwortlich: Historisch betrachtet hätten sie – und nicht die noch vergleichsweise jungen Ökonomien der Schwellenländer – die meisten Emissionen verursacht. Außerdem betrage der Pro-Kopf-Ausstoß eines Chinesen nur rund ein Fünftel desjenigen eines US-Amerikaners.

China fürchtet um sein Wirtschaftswachstum. Eine starke Wirtschaft gilt als wichtig für die politische und soziale Stabilität im Land. Gleichzeitig hat China selbst ein Interesse an der Lösung des Klimaproblems, denn es spürt die Folgen des Klimawandels schon heute: Im Norden des Landes wird das Wasser knapp. Wetterextreme nehmen zu. Im tibetischen Hochland schmelzen die Gletscher.

China droht ein Spagat: zwischen Wirtschaftswachstum und Klimaschutz. Wie geht es weiter mit dem Klimaschutz in China nach Kopenhagen? China hat nationale Ziele zur Reduzierung der Treibhausgase angekündigt: Regenerative Energien sollen stark ausgebaut, die Energie-Effizienz verbessert werden. Die Emissionen sollen an die wirtschaftliche Entwicklung gekoppelt werden. So soll ein Anstieg zumindest gebremst werden.

Doch wie ernst meint es Peking mit diesen Ansätzen? Ist eine Begrenzung möglich, ohne dabei den wirtschaftlichen Aufschwung zu gefährden? Wie kann China seine Abhängigkeit von der Kohle verringern, aus der heute noch über 70 Prozent der Energie gewonnen wird? Welche Rolle spielt der Klimawandel im öffentlichen Bewusstsein? Welche in den Medien? Wie steht es um die Menschen, die bereits die Folgen des Klimawandels spüren? Das sind die Fragen, mit denen ich mich während meines Aufenthalts beschäftigen möchte.

3. Fehlende Wohnblöcke, Stockwerke und Internetseiten

Angekommen in Peking mache ich mich auf den Weg ins Hotel. Ich habe mir eine kleine Unterkunft im „Chaoyang“-Distrikt gesucht. Die meisten Botschaften und großen internationalen Organisationen haben hier ihre Büros. Auch das ARD-Studio ist um die Ecke, wo ich während der ersten Tage arbeiten kann.

„China verändert sich so schnell, dass Du nichts wieder erkennen wirst“, höre ich immer wieder von chinesischen Freunden, wenn ich einige Zeit nicht in China war. Dass ich nichts wieder erkenne, ist natürlich übertrieben. Aber verändert hat sich Einiges: Ganze Häuserblocks sind verschwunden – unter anderem westlich der „Sanlitun“-Straße. Wo früher Wohnungen waren, steht jetzt ein riesiges Einkaufszentrum. „Sanlitun Village“ heißt es. Ein riesiger Komplex mit unterirdischem Kino, „BMW Livestyle“-Geschäft und großem Apple-Store. Vor wenigen Tagen habe ich ihn noch im Fernsehen in Deutschland gesehen, als das „iPad“ auch in China auf den Markt kam – mit den üblichen hunderte Meter langen Schlangen begeisterter Käufer. Auch die Gebäude auf der gegenüberliegenden Straßenseite im Süden sind komplett verschwunden. Dort steht nun ein enormer Büro-Komplex.

Nach dem Einchecken im Hotel trage ich meinen Koffer auf das Zimmer. Im Fahrstuhl fällt mein Blick auf die Anzeigetafel. Der Fahrstuhl fährt vom zweiten in den dritten und dann direkt in den fünften Stock. Ein viertes Stockwerk gibt es in dem Hotel nicht – so wie in vielen anderen chinesischen Hochhäusern. „Vier“ klingt im Chinesischen ähnlich wie das Wort für „Tod“. Und wer wohnt schon gerne im „Todes-Stockwerk“. Dann lieber im fünften.

Mein Zimmer ist recht klein. Zu meiner Begeisterung entdecke ich, dass es einen WLAN-Anschluss gibt. Das macht die Arbeit erheblich einfacher. Viele meiner Notizen habe ich im Internet gespeichert. Ich schließe den Laptop an. Die Geschwindigkeit ist gut. Nur die „große Firewall“ macht die

Arbeit ein wenig kompliziert. Dass Facebook in China geblockt ist, wusste ich. Aber dass auch GoogleDocs und Dropbox gesperrt sind, wo ich viele Kontaktdaten notiert habe, ist mir neu. Zum Glück habe ich mir kurz vor meinem Abflug aus Deutschland noch einige Proxy-Adressen notiert. Auf die gesperrten Seiten komme ich über einen Umweg: über einen Server in den USA.

4. Kurz vor dem Kollaps: der Pekinger Verkehr

Es ist das Top-Thema in den chinesischen Medien: der Pekinger Verkehr und sein bevorstehender Kollaps. Schon zu normalen Zeiten kommt man mit dem Auto in der Hauptstadt kaum voran. Während der Feiertage geht dann meist gar nichts mehr. Millionen Autos blockieren die Straßen, verpesteten die Luft – und schaden dem Klima.

Mein Aufenthalt fällt in so eine Feiertagsperiode. Zuerst steht das chinesische Mondfest oder „Miththerbstfest“ an, ein traditioneller chinesischer Feiertag mit mythologischer Vorgeschichte, an dem in ganz China „Mondkuchen“ gegessen werden: kleine runde Kuchen mit süßer oder auch herzhafter Füllung. Direkt anschließend, am ersten Oktober, feiert China seinen Nationalfeiertag. Der wird wesentlich ausgiebiger zelebriert als bei uns in Deutschland. Angestellte bekommen nicht einen Tag frei, sondern gleich eine ganze Woche.

Während solcher Feiertage sind noch mehr Autos auf den Straßen als ohnehin schon. Regulierungen, die den Verkehr an normalen Tagen begrenzen sollen, fallen weg. Die Zeitungen zeigen Bilder von verstopften Straßen und überfüllten Bussen. Im Internet beschwert sich ein Blogger, dass er für 13 km im Bus mehr als fünf Stunden gebraucht habe. Ein Autofahrer steckte über eine Stunde im Verkehr fest. Und das, obwohl er schon fast vor seiner Haustür angekommen war. Während der Olympischen Spiele wurde die Pekinger U-Bahn stark ausgebaut. Aber die öffentlichen Verkehrsmittel und das Fahrrad können das Verkehrschaos offenbar nicht wirklich lindern.

Am Freitag vor meiner Ankunft wurden in Peking 140 Staus gezählt, lese ich – ein neuer Rekord. Die Zahl der Autos in Peking liegt nach Statistiken der chinesischen Behörden mittlerweile bei rund 4,5 Millionen. In den ersten sechs Monaten dieses Jahres sollen jeden Tag rund 1.900 Fahrzeuge hinzugekommen sein. Bis Ende 2010 wird die Zahl der Fahrzeuge voraussichtlich auf fünf Millionen steigen. Bis 2015 werden sogar sieben Millionen Autos erwartet. Die erwartete Geschwindigkeit auf den Straßen: 15 Kilometer pro Stunde. Schon jetzt liegt sie während der Hauptverkehrszeiten nur noch bei rund 25 km/h.

Als ich eines Morgens mit dem Taxi fahre, läuft im Radio eine Sendung, in der über die Preisentwicklung auf dem chinesischen Automarkt diskutiert wird. Welche Modelle sind gerade besonders billig? Bei welchen könnte es sich lohnen zu warten, weil der Preis noch fallen könnte? Im Internet hatte ich von einer Umfrage der Zeitung „China Youth Daily“ gelesen. Demnach planen über 40 Prozent der Befragten, in den nächsten Jahren ein neues Auto zu kaufen. 16 Prozent hatten bereits einen Wagen. Nur etwas über 20 Prozent hatten keine Pläne, in ein Auto zu investieren.

Ich frage Taxifahrer Zheng, was er vom Verkehr hält. „Es ist schlimmer geworden“, meint er. Immer mehr Leute würden sich ein Auto kaufen, die seien viel billiger als noch vor einigen Jahren. Zum Teil sei das auch Politik. „In Shanghai ist die Auto-Registrierung sehr teuer, aber bei uns hier in Peking nicht.“ Das sei wohl auch ein Teil des Konjunkturpaketes, um die chinesische Wirtschaft zu unterstützen.

Von Bekannten habe ich gehört, dass viele Taxifahrer gar nicht mehr arbeiten, wenn der Verkehr zu dicht ist. Sie werden nach Kilometern bezahlt. Während der Stoßzeiten lohnt sich das nicht. Während bestimmter Tage sei es daher fast unmöglich, ein Taxi zu finden. Manche führen sogar nur noch nachts. Ich frage Taxifahrer Zheng, was er dazu sagt. Das stimme, meint er. „Ich habe neulich in zwei Stunden gerade einmal zehn Kilometer geschafft.“ Deswegen sei er in den letzten Tagen zu Hause geblieben. „So kann man doch nicht arbeiten.“

5. Grundproblem: billiges Öl, billige Kohle

Als ich am Morgen aufwache, bin ich überrascht. Es ist ungewöhnlich hell in dem kleinen Hotelzimmer. An den Vorhängen vorbei scheint die Sonne herein. Ich gucke aus dem Fenster und sehe strahlend blauen Himmel. „Nande“ würde man im Chinesischen wohl sagen – wirklich etwas Besonderes. Tatsächlich erlebe ich in den nächsten Tagen gleich mehrere wunderschöne Tage mit klarer Luft. Von einer Smog-Glocke, hinter der sich die Sonne allenfalls erahnen lässt, keine Spur. Wunderschön, aber – wie mir mehrere Bekannte unabhängig voneinander bestätigen – leider die absolute Ausnahme.

Für heute habe ich mich mit einem ersten Gesprächspartner verabredet. Andreas Oberheitmann arbeitet als Gastprofessor an der Pekinger Qinghua-Universität, einer der renommiertesten Hochschulen des Landes. Er ist mir als Experte für Klimafragen von mehreren Seiten empfohlen worden. Von ihm will ich vor allem wissen, wie ernst die chinesische Regierung die Bekämpfung des Klimawandels seiner Einschätzung nach nimmt. Wir treffen

uns in der Lobby des Kempinski-Hotels, eines der besseren Hotels im Osten Pekings. Für das Gespräch ziehen wir uns in einen Konferenzraum in der ersten Etage zurück.

„Der Klimawandel wird sehr ernst genommen“, meint Oberheitmann. Auch deswegen, weil seine Auswirkungen in China immer deutlicher würden: Der Norden kämpfe mit Wassermangel, der Süden mit Unwettern. Und es gebe noch einen weiteren wichtigen Grund: China habe großes Interesse, seine Wirtschaft energieeffizienter zu machen. So würde gleichzeitig auch der Ausstoß an CO₂ reduziert. „Der Klimawandel wird in China immer auch unter dem Aspekt ‚Energiesicherheit‘ gesehen.“

Die wichtigsten Maßnahmen der chinesischen Regierung seien:
eine Verbesserung der Energieeffizienz
die Förderung erneuerbarer Energien
die Speicherung von CO₂ (dies sei allerdings noch im Anfangsstadium)

Bei den erneuerbaren Energien wachse zum Beispiel die Windkraft sehr schnell. „90 Prozent der Produktion von Windkraftanlagen findet heute in China statt. Vor zehn Jahren war das Verhältnis noch umgekehrt.“ In absoluten Zahlen sind die chinesischen Investitionen in erneuerbare Energien nach Einschätzung Oberheitmanns durchaus eindrucksvoll. Man müsse das aber immer im Vergleich zum Gesamtvolumen sehen – etwa zur Wirtschaftsleistung. „Dann sind die Investitionen etwa auf einem Niveau mit Deutschland. Insgesamt muss China hier noch mehr tun.“

Eine Herausforderung ist – so Oberheitmann – auch das schnelle Wirtschaftswachstum: „Beim Strom ist das große Problem, dass die wirtschaftliche Entwicklung dem Zubau an neuen effizienteren Kraftwerken immer einen Schritt voraus ist.“ Der Energiebedarf wächst einfach zu schnell. „Deshalb hat China die Neigung, die alten ineffizienten Kraftwerke nicht abzuschalten, sondern parallel am Netz zu lassen. Man braucht die Leistung einfach.“

Eine Lösung könne er sich letztlich nur global vorstellen. Denn das Grundproblem sei überall gleich: die geringen Kosten für fossile Brennstoffe. „Erneuerbare Energien sind einfach teurer als fossile Energien. Und das wird sich mittelfristig auch nicht ändern. Erneuerbare Energien werden erst dann wieder interessant, wenn die Preise für Öl und Kohle steigen.“ Alle Länder müssten in Kauf nehmen, dass Energie – und damit auch die hergestellten Produkte – teurer würden. Es müsse einen globalen Mechanismus geben, damit alle Staaten erneuerbare Energien nutzten. „Erst, wenn es so ein Agreement gibt, können einzelne Staaten nicht ausscheren. Erst wenn alle erneuerbare Energien nutzen, dann gibt es zwischen den Staaten keine Wettbewerbsverzerrungen mehr.“

6. „Genau das sind Menschenrechte“

Hu Tao hat einen vollen Terminkalender. Er arbeitet für das „Policy Research Center for Environment and Economy“, ein Think Tank, der das chinesische Umweltministerium berät. Trotzdem nimmt er sich zwischen zwei Terminen die Zeit, mir seine Einschätzung der internationalen Klimaverhandlungen zu schildern. Viele seiner Argumente habe ich in den westlichen Debatten bislang noch nicht gehört. Gerade deswegen ist das Gespräch mit ihm eines der spannendsten, das ich während meiner Zeit in China führe:

China ist das Land mit den größten CO₂-Emissionen. Was ist der Hauptgrund dafür?

Das ist sehr einfach. Der Hauptgrund sind die vielen Menschen. Wenn es nicht so viele Chinesen gäbe, dann wären auch die Emissionen geringer. Das ist der einfachste und logischste Grund. Wie sähe die Welt aus, wenn ein Chinese soviel CO₂ verursachen würde wie ein US-Amerikaner, nämlich im Durchschnitt rund 22 Tonnen pro Jahr? Oder anders herum: Wo stünden wir, wenn jeder US-Amerikaner für so geringe Emissionen verantwortlich wäre wie ein Chinese, nämlich etwa vier Tonnen? Die USA müssten eigentlich nicht soviel CO₂ verursachen. Und die Deutschen im Übrigen auch nicht.

Wie wichtig ist es für China, das Klimaproblem zu lösen?

Sehr wichtig. Deswegen hat China in seinem 11. Fünfjahresplan Maßnahmen beschlossen, um die Energieeffizienz – den Energieverbrauch im Verhältnis zur Wirtschaftsleistung – um 20 Prozent zu verbessern. Das wird im kommenden Fünfjahresplan fortgeführt werden. Die genauen Pläne werden zurzeit noch diskutiert. Auf jeden Fall wird China bis 2020 seine CO₂-Intensität, also die Emissionen im Verhältnis zur Wirtschaftsleistung, um 40 bis 45 Prozent senken. Ich bin sicher, dass China dieses Ziel sogar übertreffen wird. Das ist für China sehr wichtig.

China will seinen Ausstoß im Verhältnis zur Wirtschaftsleistung reduzieren. Aber in absoluten Zahlen bedeutet das, dass die Emissionen weiter steigen.

Ja, das ist richtig. Das ist so, weil es so viele Chinesen gibt, und weil der Lebensstandard steigt. Deswegen nehmen auch die Emissionen zu. In China kommen jedes Jahr sehr viele Menschen vom Land in die Stadt. Die brauchen Strom. Die wollen ein besseres Leben. Und außerdem wächst die chinesische Bevölkerung weiter. Was sollen wir nutzen wenn nicht Strom? Wir können wohl kaum zurück ins Steinzeitalter, oder? Ich als Chinese finde,

dass diese Ansprüche gerechtfertigt sind. Wir verlangen ja auch nicht von den Deutschen, dass sie wieder im Wald leben.

Trotzdem denken viele Menschen in Europa, dass China zu wenig tut, um das Klima zu schützen.

Ich sehe das überhaupt nicht so. Im Gegenteil: Ich finde, dass China viel mehr tut als Europa und viele andere Länder. Ein Chinese verursacht pro Kopf gerechnet jedes Jahr nur rund 4 Tonnen CO₂-Emissionen. Trotzdem hat China seine CO₂-Intensität um 20 Prozent gesenkt und will sie in Zukunft noch weiter senken. Was macht denn Deutschland? Warum ist der Pro-Kopf-Ausstoß in Deutschland so viel höher? Ich sehe überhaupt nicht, inwiefern Deutschland mehr tut als China. Mehr als die Hälfte der chinesischen Bevölkerung hat im Winter keine Heizung. Das ist in fast allen Regionen südlich des Gelben Flusses so. Stellen Sie sich vor, die Temperatur sinkt auf Null Grad und Sie haben keine Heizung. Finden die Deutschen, dass das eine angenehme Lebenssituation ist? Die Frage ist, ob wir das Recht haben, im Winter zu heizen. Die Frage ist, ob wir das Recht haben, im Sommer eine Klimaanlage zu benutzen. Um es noch allgemeiner zu sagen: Was sind Menschenrechte? Genau das sind Menschenrechte! Warum habe ich nur das Recht, rund 4 Tonnen CO₂ im Jahr zu verursachen? Und Sie als Europäer über 12 Tonnen? Und ein US-Amerikaner 22 Tonnen? Ich kann das wirklich nicht nachvollziehen. Warum hat nicht jeder Mensch auf der Welt die gleichen Rechte? Ich hoffe sehr, dass Sie diese Frage mitnehmen und den Europäern stellen. Warum haben wir weniger Rechte? Bei den Menschenrechten geht es nicht um einen Liu Xiaobo [Anmerkung: Träger des Friedensnobelpreises 2010]. Es geht um die Situation von 1,3 Milliarden Menschen, um die Situation von jedem Einzelnen der 1,3 Milliarden Chinesen. Und noch etwas: Wie hoch wären Europas Emissionen, wenn die Europäer all die Produkte, die sie jetzt in China einkaufen, selbst herstellen würden? Ich habe keine Zahlen für ganz Europa. Aber es gibt Schätzungen für Großbritannien: Wenn Großbritannien seine Produkte selbst herstellen würde, dann wären die britischen Emissionen um ein Drittel höher. Das heißt, die Emissionen für ein Drittel des britischen Konsums müssen wir zurzeit schultern.

Die chinesische Regierung unterstützt die schnelle Entwicklung der Autoindustrie. Steht das nicht im Widerspruch zum Klimaschutz?

Das ist bei uns auch nicht anders als in Deutschland. Es gibt verschiedene Akteure. Und letztlich ist Politik immer ein Kompromiss zwischen diesen Akteuren. Die Autoindustrie hat natürlich ein Interesse daran, möglichst viele Autos zu verkaufen. Und viele junge Menschen finden es cool, ein Auto zu fahren. Sie schauen sich Hollywood-Filme an und müssen sich

dann natürlich auch ein Auto kaufen. Natürlich verursachen die vielen Autos große Umweltprobleme. Meinen Sie, das wüssten wir nicht? Meinen Sie, wir leben gerne in einer verdreckten Umwelt? Natürlich nicht. Aber es gibt verschiedene Interessen. Die chinesische Regierung hat nicht nur eine Stimme. Es gibt nicht eine chinesische Regierung. Da reden alle zehn Ministerien mit. Und die letzte Entscheidung ist immer ein Kompromiss. Ich bin sicher, dass sich das auch irgendwann ändern und die Zahl der Autos begrenzt werden wird. Das ist ein langer Prozess.

Wie schätzen sie die Klimapolitik des Westens ein?

Zunächst denke ich, dass Europa wesentlich mehr tut als die Vereinigten Staaten. Die USA sollten das Kyoto-Protokoll unterzeichnen. Ich sehe nicht, inwiefern Präsident Obama umsetzt, was er im Wahlkampf versprochen hat. Ich sehe in der Klimapolitik keinen großen Unterschied zwischen Demokraten und Republikanern. Die Vereinigten Staaten werfen China jetzt vor, dass China seine erneuerbaren Energien subventionieren würde. Das soll untersucht werden, und wahrscheinlich gibt es dann eine Anklage vor der WTO. Sie kritisieren also, dass China seine erneuerbaren Energien entwickelt, um so die Emissionen zu verringern. Warum gibt es jetzt schon wieder Kritik? Wollen die USA, dass die Emissionen verringert werden oder nicht? Ich finde das sehr widersprüchlich.

Geht es bei dieser Kritik nicht in erster Linie um eine Verzerrung des Wettbewerbs? Inwiefern hat das mit Klimaschutz zu tun?

Das hat sehr viel mit Klimaschutz zu tun. Die chinesischen Produkte sind billiger als die deutschen oder die amerikanischen. Das ist zum einen so, weil China einfach billiger produzieren kann, und zum anderen ist das auch ein Ergebnis der Subventionen. Je mehr die chinesische Regierung die Technologien subventioniert, desto billiger werden sie und desto mehr Menschen können sie einsetzen. Und desto mehr sinken dann auch die Emissionen. Ist das kein Beitrag zum globalen Klimaschutz? Wir können nicht immer mit zweierlei Maß messen. Auf der einen Seite heißt es, wir würden den Wettbewerb verzerren, auf der anderen Seite wird China vorgeworfen, nicht genug für den Klimaschutz zu tun. Je mehr Subventionen es gibt, desto größer ist der Beitrag. China nutzt seine eigenen Steuermittel, um die globalen Emissionen zu verringern. Eigentlich sollte Obama das Gleiche tun, und nicht China deswegen anklagen.

Was könnten die Industrieländer noch besser machen?

Die Industrieländer könnten China mehr unterstützen. China hat so viele Unternehmen. Stellen wir uns ein Extrembeispiel vor: Wenn all diese Un-

ternehmen die fortschrittlichste deutsche Energiespar-Technologie nutzen würden, was würde das für die Bekämpfung der Erderwärmung bedeuten? Das wäre eine enorme Hilfe. Aber wenn es um den Technologie-Transfer geht, dann kommen die Europäer auf einmal mit neuen Regeln. Dann geht es plötzlich um den Schutz geistigen Eigentums. Dann heißt es: Wenn ihr unsere Technologie nutzen wollt, dann müsst ihr erst dafür bezahlen. Meine Frage ist: Unser Schiff ist kurz davor zu sinken! Auf der einen Seite sagt ihr, wir müssen verhindern, dass sich die Erde um zwei Grad erwärmt. Aber gleichzeitig sagt ihr: nein, unsere Technologien dürft ihr nur nutzen, wenn ihr dafür zahlt. Die Europäer argumentieren, die Technologien gehörten den Firmen und nicht den Staaten. Aber das ist doch kein Grund! Die Staaten könnten die Technologien kaufen und dann an die Entwicklungsländer weitergeben. Aber es passiert nichts dergleichen. Natürlich können wir diese Technologien auch selbst entwickeln. Aber das braucht Zeit. Ich frage mich, warum derart mit zweierlei Maß gemessen wird. Wenn es wirklich darum ginge, die Erderwärmung aufzuhalten, dann könnte die internationale Gemeinschaft noch viel tun. Während der Klimaverhandlungen haben die Industriestaaten versprochen einen Technologie-Transfer zu leisten. Aber bis heute ist so gut wie nichts passiert. Es kann nicht sein, dass die Europäer – wenn es um ihre Interessen geht – einfach sagen: Tut mir leid, das geht nicht. Das ist unverantwortlich!

Wie könnte eine Lösung des Klimaproblems aussehen?

Das ist eine Herausforderung für die gesamte Menschheit. Was mir bei den Klimaverhandlungen fehlt, sind klare Prinzipien. Man kann doch nicht sagen: China hat die größten Emissionen, deswegen muss China am meisten tun. Wenn das so ist, dann frage ich: Was, wenn sich die Europäische Union weiter in Richtung Osten erweitert, und die Emissionen dann insgesamt größer sind als die Chinas? Hat die EU dann mehr Verantwortung als China? Im Commonwealth sind mehr als 70 Länder, und deren Emissionen sind wahrscheinlich nicht viel niedriger als die Chinas. Hat der Commonwealth deswegen mehr Verantwortung als China? Was ist mit der Freihandelszone NAFTA? Was mit der OECD? Die Größe ist egal. Es geht um den Ausstoß pro Person! Es geht um das Recht eines jeden Einzelnen. In der Geschichte der Menschheit hat bislang immer das Recht des Stärkeren gegolten. Wer am stärksten war, hat eine bestimmte Region besetzt oder bestimmte Ressourcen erobert. Mein Eindruck ist, dass sich die Menschheit auch bei den Klimaverhandlungen noch nicht vollkommen von diesem Prinzip verabschiedet hat. Auch wenn politische Ziele heute nicht mehr mit Kanonen durchgesetzt werden, es gibt da viele andere Möglichkeiten. Es kann nicht sein, dass ein Land, nur weil es stark ist, anderen Ländern seinen Willen auf-

zwingt. Wenn Sie das Recht haben 22 Tonnen CO₂ zu verursachen, dann habe ich das auch. Wenn Sie 10 Tonnen verursachen dürfen, dann darf ich auch 10 Tonnen verursachen. Warum sollen manche Menschen mehr Rechte haben als andere? Das ist ungerecht! Ich finde, darüber sollten die Europäer mal nachdenken.

7. Anping – kein Strom im OP

Im Landkreis Anping in der Provinz Hebei gingen im September die Lichter aus. Das Essen in den Kühlschränken wurde schlecht. Verkehrsampeln schalteten sich ab. Krankenhäuser mussten ohne Strom auskommen. Der Grund: Die Region hinkte dem nationalen Energiesparplan hinterher. Deswegen drehten lokale Politiker dem kompletten Landkreis den Strom ab – darunter private Haushalte, Fabriken und öffentliche Einrichtungen wie Krankenhäuser. Ein Vorfall, der sich in anderen Regionen in ähnlicher Form wiederholte.

In seinem 11. Fünfjahresplan hatte die chinesische Regierung strikte Energiesparziele vorgegeben. So sollte die Energiesicherheit gewährleistet und der Ausstoß von CO₂ reduziert werden. Zwischen 2006 und 2010 sollte China seine Energieeffizienz – d.h. die verbrauchte Energie im Verhältnis zum Bruttoinlandsprodukt – um 20% steigern. Zunächst sah es auch so aus, als sei das Ziel erreichbar. Bis Ende letzten Jahres konnte die Effizienz um rund 15 Prozent erhöht werden. Doch Anfang 2010 kippte die Bilanz, nicht zuletzt wegen enormer Investitionen in Infrastrukturprojekte, die die energiehungrige Stahl- und Zementindustrie beflügelte. Der chinesische Premierminister Wen Jiabao kündigte an, die Energiesparziele mit harter Hand durchzusetzen. Lokale Politiker wurden nervös und griffen zu drastischen Maßnahmen – wie in Anping. In den Medien gab es einen kollektiven Aufschrei. Die Zentralregierung verurteilte den gezielt herbeigeführten Stromausfall als „unwissenschaftliche Maßnahme“.

Über den Fall „Anping“ spreche ich auch mit Regierungsberater Hu Tao. Auch er verurteilt die Maßnahmen der lokalen Regierung. „Du kannst doch nicht, nur weil du deinen Soll nicht erfüllt hast, das Leben der Menschen in dieser Weise beeinflussen.“ Die Region hätte schon früher anfangen müssen, die Energieeffizienz seiner Fabriken zu erhöhen, meint er. Die Intention – Energie zu sparen – sei gut, die Umsetzung nicht. Der Fall Anping zeige aber auch, dass die Energiesparziele für die Regierung sehr wichtig seien. „Die Vorgaben werden auf die einzelnen Regionen aufgeteilt. Und wenn die Lokalregierungen dem nicht folgen, dann hat die Zentralregierung auch die Mittel, diese Politik durchzusetzen.“

Ähnlich schätzt das auch Dimitri de Boer ein. „Was die Lokalregierungen gemacht haben, ist natürlich total unverantwortlich. Aber es zeigt, wie ernst die chinesische Regierung die Energiesparziele nimmt.“ De Boer arbeitet für die UN-Organisation für industrielle Entwicklung (UNIDO) und beschäftigt sich vor allem mit Energie-Effizienz-Programmen. Um die Politik Chinas zu verstehen, müsse man Chinas Interessen betrachten: Auf der einen Seite ginge es darum, den CO₂-Ausstoß zu reduzieren. Gleichzeitig verfolge China dabei aber auch strategische Ziele: „Es geht darum, die Abhängigkeit von Energie-Importen zu verringern. Es geht um die Reduzierung von Umweltschäden und um zur Neige gehende Rohstoffe.“

Besonders groß ist das Einsparpotenzial in der chinesischen Industrie. Sie konsumiert zwischen 70 und 80 Prozent der kompletten Energie in China. Das ist ein wesentlich höherer Prozentsatz als etwa in Japan oder Deutschland und hängt mit der großen Bedeutung der Industrie für die chinesische Wirtschaftsleistung zusammen. In den vergangenen Jahren hat China vor allem versucht, die großen energieintensiven Fabriken zu modernisieren. Und hier sei auch schon einiges passiert, meint de Boer. „Wenn man China heute mit den am weitesten entwickelten Ländern wie Deutschland und Japan vergleicht, dann ist China immer noch 10 bis 20 Prozent ineffizienter. Aber vor zehn Jahren waren es noch um die 30 Prozent.“ Die chinesische Industrie stehe heute, was die Energie-Effizienz angehe, schon besser da als Osteuropa. „China versucht, bei der Energie-Effizienz und der Bekämpfung des Klimawandels der ‚good guy‘ zu sein“, glaubt de Boer. Wenn es internationale Kritik gebe, dann solle die – seiner Ansicht nach – an die USA gerichtet werden. „Dort sind die Emissionen pro Kopf wesentlich höher, und die amerikanische Regierung macht wesentlich weniger als die chinesische.“

Natürlich gebe es auch in China noch viel zu tun, meint de Boer. Jetzt versuche man, die kleinen und mittleren Firmen zu überzeugen, dass es sich lohnt, in Energie-Effizienz zu investieren. „Das ist viel schwieriger, weil man – anders als bei den wenigen großen Firmen – sehr viele Ansprechpartner hat.“ Auch sei es oft schwierig, die Manager zu überzeugen. Denn viele seien sich des Problems nicht bewusst. „Das ist so, weil die Energie oft nur einen kleinen Teil ihrer Kosten verursacht.“

China solle in Zukunft deswegen noch mehr auf wirtschaftliche Anreize setzen, glaubt auch Hu Tao. Zurzeit verlasse sich die Regierung vor allem auf administrative Maßnahmen. „Die Zentralregierung gibt Ziele vor, die die Provinzen dann umsetzen müssen.“ Jetzt diskutiere man darüber, einen Schritt weiter zu gehen. „Wir könnten zum Beispiel den Strompreis erhöhen.“ Auch gebe es Überlegungen, die Höhe der Steuern künftig von der Kohle-Intensität der Firmen abhängig zu machen. Und die Regierung diskutiere über ein nationales Emissionshandelssystem. Endgültig entschieden

sei noch nichts. Aber ein Teil dieser Maßnahmen werde voraussichtlich mit dem kommenden Fünfjahresplan umgesetzt.

8. Chinesische NGOs – Sprachrohr der Regierung?

Das Büro der chinesischen NGO „Ziran Zhiyou“ (übersetzt etwa „Naturfreunde“) ist nicht einfach zu finden. Es liegt in einem der hinteren Häuser einer roten Backsteinsiedlung im Norden Pekings. „Dort geradeaus, zwischen den Häusern durch“, sagt mir der Parkwächter, als ich nach Gebäude Nummer 6 frage. Ich laufe in die entsprechende Richtung und sehe zunächst nichts. Im Erdgeschoss von Nummer 6 gibt es lediglich einen Militärposten. „Zu den Naturfreunden wollen Sie?“ fragt mich ein Soldat. „Da müssen Sie in den vierten Stock.“

„Die Naturfreunde“ gilt als die älteste chinesische Umwelt-NGO. Dabei ist die Frage, ob es in China überhaupt „Nicht-Regierungs-Organisationen“ gibt, durchaus umstritten. Denn wirklich unabhängig von der Regierung ist keine der Organisationen. Im Chinesischen heißt NGO „minjian zuzhi“, was sich etwa mit „in der Bevölkerung verwurzelte Organisation“ übersetzen lässt. Wer in China eine „minjian zuzhi“ oder NGO gründen will, muss sich registrieren lassen. Dafür braucht er eine staatliche Institution als Anbindung. Die ist verantwortlich für die Arbeit der NGO – auch dann, wenn mal etwas schief läuft. Dementsprechend schwierig ist es, eine Institution zu finden, die sich darauf einlassen will.

Wer offen gegen den Staat agiert, bekommt selbstverständlich keine Lizenz. Wegen des komplizierten Verfahrens registrieren sich viele NGOs überhaupt nicht, oder sie lassen sich als Unternehmen eintragen. Von den „korrekt“ registrierten Organisationen sieht sich – wie eine Umfrage des „China Development Brief“ gezeigt hat – die Mehrzahl nicht als Gegenpol zum Staat: Die meisten wollen mit ihrer Arbeit die Regierung unterstützen oder ergänzen.

Angekommen im vierten Stock werde ich von Li Bo begrüßt, dem Direktor der „Naturfreunde“. Li Bo ist seit Anfang 2009 bei der Organisation. Davor hat er als Umweltaktivist in der südchinesischen Provinz Yunnan gearbeitet. Das Büro von Li Bo erinnert ein bisschen an eine Baustelle. In einer Ecke steht ein Umzugskarton. Das Bücherregal ist erst halb aufgebaut. An der Wand lehnt ein Bild, das noch nicht aufgehängt wurde. „Wir sind gerade erst umgezogen“, entschuldigt sich Li Bo. Das alte Büro sei zu klein geworden. Ob mich der Militärposten im Erdgeschoss irritiert habe, will er wissen. „Der Posten hat mit unserer Arbeit hier nichts zu tun“, erklärt er. „Das Haus gehört dem Militär.“ Aber wenn

mich das irritiert habe, hieße das, dass das seine Arbeit negativ beeinflussen könnte. Ich verneine. Ich habe mich an den Anblick chinesischer Uniformen gewöhnt.

Li Bo bietet mir ein Glas Wasser an, dann lege ich mit meinen Fragen los. Mich interessiert vor allem, wie die Diskussion über den Klimawandel von den chinesischen NGOs wahrgenommen wird. Im Herbst 2009, kurz vor der Klimakonferenz in Kopenhagen, hatte eine Gruppe chinesischer NGOs eine gemeinsame Erklärung zum Klimawandel veröffentlicht – unter den Unterzeichnern neben den „Naturfreunden“ auch internationale Gruppen wie Greenpeace, WWF (China) und Oxfam (Hongkong). Die Erklärung bestand aus zwei Teilen: Der erste Teil betraf die internationalen Verhandlungen, der zweite die Situation in China. Hier ein Auszug:

Internationale Verhandlungen:

1. Um den katastrophalen Klimawandel zu verhindern, müssen im Rahmen des UN-Klimaabkommens klare Ziele zu Bekämpfung des Klimawandels vereinbart werden. Die Industriestaaten müssen ihrer Verantwortung gerecht werden, ihre Treibhausgas-Emissionen zu reduzieren, und sie müssen eine Führungsrolle bei den umfassenden Emissions-Minderungen einnehmen.

2. Die Industriestaaten müssen sich verpflichten, ihre Treibhausgas-Emissionen bis 2020 um 40 Prozent verglichen mit dem Jahr 1990 zu reduzieren. Der Großteil der Reduktionen soll in den Industrieländern selbst stattfinden. [...]

3. Unter Anerkennung des Prinzips der „gemeinsamen aber unterschiedlichen Verantwortung“ müssen die Industriestaaten den Entwicklungsländern dabei helfen, ihre Emissionen zu reduzieren und sich an den Klimawandel anzupassen, indem sie finanzielle und technologische Hilfe [...] leisten. Entwicklungsländer sollten sich [...] freiwillige Ziele zur Reduzierung ihrer Emissionen setzen. [...]

Empfehlungen für das Inland:

8. China ist unter den Entwicklungsländern das Land mit den höchsten CO₂-Emissionen. Außerdem leidet es unter den Folgen des Klimawandels. China sollte unter den Entwicklungsländern eine Führungsrolle bei der Bekämpfung des Klimawandels einnehmen.

9. Bei der Formulierung und Durchsetzung seiner Maßnahmen zur Bekämpfung des Klimawandels und zur Anpassung an den Klimawandel

sollte die chinesische Regierung das Prinzip der sozialen Gerechtigkeit stark berücksichtigen.

10. Die chinesische Regierung sollte Maßnahmen zur Steigerung der Energie-Effizienz und zur Emissions-Reduzierung ergreifen; erneuerbare Energien massiv ausbauen, eine kohlenstoffarme Wirtschaft schaffen und einem Weg der nachhaltigen Entwicklung folgen.

Mir waren beim Lesen der Erklärung vor allem zwei Dinge aufgefallen: Im ersten Teil übernehmen die NGOs nahezu vollständig die Position der chinesischen Regierung. Konkrete Forderungen an die Adresse Pekings kommen hingegen erst relativ spät. Im zweiten Teil unterstreichen die NGOs sehr stark die sozialen Auswirkungen des Klimawandels.

Vor Beginn meiner Recherche-Reise hatte ich mit Dr. Nora Sausmikat über die Erklärung gesprochen. Sausmikat arbeitet für ein EU-Projekt, das den Austausch zwischen chinesischen und europäischen NGOs fördert. „Uns hat es damals überrascht, dass die chinesischen NGOs das Thema aufgegriffen und sich so selbstbewusst den europäischen und amerikanischen NGOs entgegengestellt haben“, meinte sie. Sie habe mit keiner Stellungnahme gerechnet. Und: „Die haben sich ja ganz schön weit aus dem Fenster gelehnt.“ Eine Journalistenkollegin aus Peking bezweifelte, dass die Erklärung die wirkliche Position der NGOs wiedergebe. Wahrscheinlich habe die Regierung hinter den Kulissen Druck ausgeübt.

Als ich Li Bo auf diesen Punkt anspreche, schüttelt er den Kopf. „Keiner macht uns Vorschriften, was wir zu sagen haben.“ Sehr fair findet er den Vorwurf offenbar nicht. Die NGOs in China seien in einer sehr schwierigen Situation, meint er. „Wenn wir einer Meinung mit der Regierung sind, dann sagen die Ausländer, wir seien das Sprachrohr der Regierung. Und wenn wir die ausländischen Organisationen unterstützen, dann wirft uns die chinesische Regierung vor, wir würden vom Ausland kontrolliert.“ Normalerweise arbeiteten die chinesischen NGOs sehr unabhängig voneinander. „Die Erklärung war ein Versuch, einen gemeinsamen Standpunkt zu formulieren. – Immerhin hat der Klimawandel direkt mit China zu tun.“ Einfach sei das nicht gewesen. Die verschiedenen Organisationen hätten natürlich unterschiedliche Ansichten. Und je mehr Beteiligte es gebe, desto schwieriger sei es, eine gemeinsame Erklärung zu verabschieden. „Aber es gibt eine Ansicht, die wir teilen: Die Industrieländer haben historisch die größte Verantwortung für den Klimawandel. Sie sollten mit einem guten Vorbild vorangehen, dann würden auch die Entwicklungsländer folgen. Die Industriestaaten reden immer sehr viel. Aber sie tun zu wenig.“

Natürlich – so die Ansicht von Li Bo – kann auch China noch mehr tun. Ein Großteil der Solarenergie würde zum Beispiel überwiegend für den Export produziert. Die Solarzellen landeten vor allem auf europäischen Dächern. Würde man sie stärker subventionieren und in den armen Regionen Chinas einsetzen, dann könnte China seine Klimaziele sicher noch schneller erreichen. Auch in den Städten gebe es sicher noch Einsparpotenziale. „Wir haben letztes Jahr angefangen, in chinesischen Haushalten den Stromverbrauch zu messen. Zum Beispiel in den alten Vierteln Pekings, den Hutongs. Wir wollten den Menschen zeigen, wo sie noch Strom sparen können.“ Davon würde natürlich auch das Klima profitieren. Aber auf viel Verständnis seien sie mit ihrer Aktion nicht gestoßen, erzählt Li Bo. „Viele haben gefragt, warum wir denn ausgerechnet bei ihnen messen würden – sie verbrauchten ohnehin schon sehr wenig.“

Viele fänden das ungerecht, meint Li Bo. „Ich habe in den USA studiert“, erzählt er, „deswegen kenne ich die Lage dort ganz gut“. In vielen Familien gebe es dort zwei oder gleich drei Autos. Und die Amerikaner würden überall damit hinfahren. Präsident Bush habe noch gesagt, der „American way of live“ sei nicht verhandelbar. „Als ich dort studiert habe, konnte ich im Winter nie mehr als ein T-Shirt tragen, weil die Heizung so hoch aufgedreht war. Es war einfach nicht möglich, zwei oder drei Hemden zu tragen. Und im Sommer war es dann umgekehrt: Es war wegen der Klimaanlage so kalt, dass ich zwei oder drei Kleidungsstücke anziehen musste.“ „Wie kann denn so etwas nicht verhandelbar sein“, erbst sich Li Bo?

Die Menschen in den Entwicklungsländern spürten einfach, wie ungerrecht das sei. „Das ist wirklich so!“ „Wir wissen alle, dass wir acht oder neun Welten bräuchten, wenn wir alle so leben würden wie die Amerikaner. Aber warum ist es so schwierig, genau darüber zu reden?“ Er verstehe das Argument, dass ohne China keine Lösung des Problems möglich sei. Und er unterstütze das auch. Aber: wenn China viel tun würde und die USA nichts – das würde das Klima auch nicht retten. „Ich finde, es müssen erst die Staaten etwas tun, die historisch für den Klimawandel verantwortlich sind. „Das Problem von Kopenhagen war, dass alle den Klimawandel immer nur aus ihrer Perspektive betrachtet haben. Unser Fazit war damals: ‚Der Mensch hat gewonnen, die Erde verloren.‘ Einfach deswegen, weil alle Staaten immer nur ihre Interessen vertreten.“

9. Ein optimistischer Pessimist – die Zukunft der NGOs in China

Ich spreche mit Li Bo auch über die tägliche Arbeit der NGOs. Was hat sich in den letzten Jahren geändert? Was sind die größten Probleme? Wie

sieht er die Zukunft der NGOs in China? Hier ein Auszug aus dem Interview:

Was sind die zurzeit größten Herausforderungen für chinesische NGOs?

Es gibt zwei Probleme, die uns schon lange beschäftigen. Das eine ist die Registrierung neuer Organisationen. Manchmal klappt das mit der Registrierung, manchmal nicht. Dieses Problem gibt es schon lange. Außerdem könnte man bei der Besteuerung noch vieles verbessern. Bei unserer täglichen Arbeit haben wir vor allem das Problem, dass die Menschen nicht gut genug ausgebildet sind. Viele Studenten wissen gar nicht, dass es Nichtregierungsorganisationen gibt. Und das, was sie an den Universitäten lernen, qualifiziert sie nicht unbedingt für eine Arbeit bei uns. Das ist zu theoretisch. Und natürlich können wir sie nicht so gut bezahlen wie Firmen. Deswegen wollen viele junge Menschen auch nicht bei uns arbeiten.

Wie könnte man diese Probleme lösen?

Es gibt Dinge, die sich nur sehr langsam ändern, wie zum Beispiel das Problem mit der Registrierung. Aber manche Entwicklungen machen mir auch Hoffnung. Als ich 1994 angefangen habe, für NGOs zu arbeiten, hatte niemand auch nur die leiseste Vorstellung, was eigentlich eine NGO ist. Viele hatten eine sehr abwehrende Haltung. Für sie war es unvorstellbar, dass es außerhalb der Regierung noch andere Organisationen geben kann. Jetzt wissen viele Menschen von unserer Arbeit. Wir werden viel stärker akzeptiert, und auch die Regierung versteht uns besser.

Sind Umweltprobleme „sensible“ Themen in China?

Verglichen mit vielen anderen Problemen sind Umweltfragen nicht mehr so „sensibel“ wie früher. Aber das hängt natürlich vom konkreten Fall ab. Wenn zum Beispiel eine Fabrik einen Fluss verpestet und eine enge Verbindung zwischen der Lokalregierung und der Fabrik besteht, dann ist das natürlich „sensibel“. Dann kann es Druck von der Lokalregierung geben. Wenn eine Umweltorganisation auf so ein Problem reagieren möchte, dann ist das natürlich nicht einfach. Aber ich glaube, dass das Bewusstsein für Umweltfragen heute in der Regierung und in der Bevölkerung viel, viel größer ist als noch vor zehn Jahren.

In welchen Situationen werden chinesische NGOs von der Regierung bei ihrer Arbeit behindert?

Ich denke, das kann man nicht generell beantworten. Die Regierung besteht aus vielen unterschiedlichen Teilen. Und auch ein Ministerium besteht aus vielen verschiedenen Abteilungen. Deren Reaktion ist oft sehr unterschied-

lich. Wir versuchen häufig, zwischen verschiedenen Interessen zu vermitteln. Zum Beispiel bei der Müllverbrennung. Wir versuchen dann eine konstruktive Rolle zu spielen. Wenn wir die Verbrennung radikal ablehnen würden, dann würde wahrscheinlich keiner mit uns reden. Wir versuchen deswegen Vorschläge zu machen, wie man es besser machen könnte. Ich glaube, viele Probleme in China muss man auf diese Weise lösen.

Wann werden die chinesischen NGOs so eine Stellung haben wie im Westen?
Ich glaube, in fünf bis zehn Jahren. Wenn die Registrierung kein Problem mehr ist. Wenn sich die Menschen einfach organisieren können. Und wenn man sein Geld ohne Probleme an NGOs weitergeben kann. Das wäre der Optimalzustand.

Ist das nicht ein bisschen zu optimistisch?
Das ist Optimismus im Pessimismus. Wenn ich total pessimistisch wäre, dann müsste ich hier ja nicht weiterarbeiten. Dann könnte ich auch ein Restaurant oder ein kleines Unternehmen gründen. Viele Probleme lassen sich nicht schnell lösen. Aber ich mag mir auch nicht vorstellen, dass sie sich nie lösen lassen. Wenn ich das glauben würde, dann könnte ich hier nicht mehr arbeiten.

10. Medien I – die Innenansicht

Professor Zhan hat sich vertan. Ich bin nicht der Einzige, der heute ein Interview mit ihm führen möchte. Außer mir ist noch ein privates Kamerateam gekommen, eine Gruppe Künstler wie sich herausstellt. Sie wollen eine Dokumentation über den Zustand der chinesischen Gesellschaft drehen. Fünfhundert Intellektuelle wollen sie dafür interviewen – darunter auch Professor Zhan. Aber zuerst bin ich an der Reihe. Die Künstler werden vertröstet und in einen benachbarten Raum gesetzt.

Das Büro von Professor Zhan ist äußerst schlicht. Der Boden ist gefliest. An der Wand steht ein Stahlschrank. Neben dem Schreibtisch brummt ein kleiner Kühlschrank. In einer Ecke hinter der Tür türmt sich ein Stapel Bücher – lose in Zeitungspapier verpackt – rund eineinhalb Meter hoch. Zhan ist das ein bisschen unangenehm. Er sei noch nicht dazu gekommen, sein Regal einzuräumen, entschuldigt er sich. Zhan gießt mir eine Tasse Tee ein. Er besteht darauf, dass ich während des Interviews auf dem bequemen Bürostuhl Platz nehme. Er selbst setzt sich mir gegenüber auf einen Klappstuhl.

Professor Zhan lehrt am Journalismus-Institut der Pekinger Fremdsprachen-Universität. Seinen alten Posten an der Universität der Kommunisti-

schen Jugendliga musste er räumen. Wegen seiner kritischen Äußerungen war er mit dem zuständigen Parteisekretär aneinander geraten. Als 2009 sein Kündigungsschreiben im Internet auftauchte, löste das eine öffentliche Diskussion über die akademische Freiheit aus. Professor Zhan gehört zu den Verfechtern eines chinesischen Mediengesetzes. Das soll dabei helfen, die Voraussetzungen für einen unabhängigen chinesischen Journalismus zu schaffen.

Mich interessiert, wie das Thema Klimawandel in den chinesischen Medien behandelt wird. Sind die Leser ausreichend über den Klimawandel informiert? Kennen sie die unterschiedlichen Standpunkte? Welche Themen werden groß gefahren? Welche fallen eher unter den Tisch?

Professor Zhang beschreibt ein sehr gemischtes Bild: Auf der einen Seite würden manche Themen ausgelassen oder weichgespült, wenn sie gegen konkrete Interessen verstießen. Auf der anderen Seite bekomme das Thema Klimawandel eine immer größere Aufmerksamkeit. „Die chinesischen Medien berichten immer mehr über den Klimawandel“, erklärt er. Natürlich gebe es Unterschiede. Man müsse zwischen den offiziellen Staatsmedien – wie zum Beispiel dem Fernsehsender CCTV – und privaten Medien unterscheiden. „Aber all diese Medien gehen in punkto Umwelt und Klimaschutz eigentlich recht ähnlich vor. Sie berichten, wie die Umwelt und das Klima geschützt werden können.“ Ob das heißen soll, dass die chinesischen Medien umfassend über den Klimawandel berichten könnten, frage ich. So weit will Professor Zhan dann doch nicht gehen. „Sie können so lange schreiben, so lange kein Druck von oben kommt.“ Aber Einschränkungen gebe es. „Ich weiß zum Beispiel nicht genau, wie groß die Differenzen zwischen China und den Industriestaaten in Kopenhagen wirklich waren. Chinesische Klimaexperten und Umweltjournalisten wissen das sicher. Ich weiß es nicht.“

Ein Problem sei auch, dass nicht alle chinesischen Medien die Mittel hätten, eigene Reporter zu den großen Konferenzen zu schicken. Zwar würden immer mehr Journalisten ins Ausland fahren. Aber alles in allem seien sie noch in der Minderheit. „Die offiziellen Staatsmedien fahren natürlich zu solchen Konferenzen. Auch einflussreiche private Zeitschriften wie etwa die „Caijin Zazhi“ schicken ihre eigenen Reporter.“ Aber die Mehrzahl der chinesischen Medien habe keine Chance, direkt von internationalen Konferenzen zu berichten. Ob denn ein chinesischer Kommentator – so er denn wolle – die US-Position im Klimastreit vertreten könne? „Er würde es wahrscheinlich nicht so direkt schreiben“, erklärt Professor Zhan. Er würde mit Worten spielen, um seinen Standpunkt rüberzubringen. „Da gibt es im Chinesischen viele Möglichkeiten.“ Und kritische Kommentare gebe es durchaus, vor allem im Internet. „In China gibt es jetzt so viele Internetportale. Die sind voll von Kritik – auch an der chinesischen Klimapolitik.“

Nach meinem Gespräch mit Professor Zhan ist das Künstlerteam an der Reihe. Der Leiter heißt Yang Weidong und ist eigentlich Maler. Aus Interesse setze ich mich dazu. Während des Interviews werden meine Ohren immer größer. Ob der wirtschaftliche Aufschwung eigentlich ein Erfolg der Regierung oder nicht vielmehr ein Erfolg der chinesischen Bevölkerung sei, will Yang wissen. Ob die jährlichen Parteikongresse nicht ganz schön teuer seien, und man die Kosten nicht transparent machen solle? Ob der Nationale Volkskongress die chinesische Bevölkerung überhaupt vertreten könne? Wie Professor Zhan zur Idee eines Verfassungs-Staats stünde? Ob er jemals gewählt habe?

Bei welchem chinesischen Fernsehsender will Yang diesen Dokumentationsfilm nur unterbringen, frage ich mich. Nach dem Interview gehen wir noch gemeinsam essen. In China werde der Film wohl kaum zu sehen sein, meint Yang Weidong. Er wolle ihn auf Filmfestivals im Ausland zeigen. Einhundertachtzig von den geplanten fünfhundert Intellektuellen hat er schon getroffen. Und das ist erst der erste Schritt. Für zwei ähnliche Filme will Yang 500 Bauern und 500 Arbeiter interviewen. So will er zeigen, über was sich die chinesische Gesellschaft den Kopf zerbricht. Ich gebe ihm meine Visitenkarte. Er soll mir auf jeden Fall Bescheid geben, wenn die Filme fertig sind.

11. Medien II – die Außenansicht

Über die Frage, wie das Thema Klimawandel in den chinesischen Medien dargestellt wird, spreche ich auch mit Jonathan Watts – ich will noch die Sicht eines Außenstehenden. Watts ist seit sieben Jahren in China und berichtet als „Asian Environment Correspondent“ für die britische Zeitung „The Guardian“. Vor Kurzem erst hat er ein viel beachtetes Buch über China und den Klimawandel geschrieben („When a billion Chinese jump“). Für die Recherche hatte ihn sein Verlag sechs Monate freigestellt, so dass Watts verschiedene Regionen Chinas besuchen konnte. Viele seiner Einschätzungen über die chinesische Klimaberichterstattung decken sich mit der Beurteilung von Professor Zhan:

Wie gut sind die chinesischen Zeitungsleser ihrer Ansicht nach über den Klimawandel informiert?

Es wird weniger diskutiert als in Europa aber gleichzeitig viel mehr als noch vor einigen Jahren. Man kann China immer horizontal mit anderen Ländern vergleichen, dann sieht es so aus, als liege China hinten. Aber wenn man es vertikal mit der Vergangenheit vergleicht, dann macht China viele Fort-

schritte. Das gilt auch für das Thema „Klimawandel“. Als ich im Jahr 2003 nach China kam, war der Klimawandel noch kein Thema. Er wurde nur als ein Problem anderer Staaten behandelt. Jetzt gibt es immer mehr Berichte über Umwelt- und Klimafragen.

Haben die Leser einen Überblick über die unterschiedlichen Positionen in den Klimaverhandlungen?

Ich glaube, sie haben einen ganz guten Überblick, welches Land welche Positionen vertritt. Wie detailliert das Wissen ist, hängt natürlich vom Leser ab. Aber die grundlegenden Informationen sind da. In manchen Bereichen haben die chinesischen Leser vielleicht einen anderen Blickwinkel als zum Beispiel Leser in Großbritannien. Nach Kopenhagen gab es zum Beispiel heftige Kritik an China. Ich weiß, dass die Berichte damals zensiert wurden. Über die schärfste Kritik wurde nicht berichtet. Und die Spannungen zwischen Peking und dem Westen wurden heruntergespielt. Es gibt ein Bewusstsein für das Klimaproblem, und es gibt auch Diskussionen darüber. Aber wenn das Propaganda-Ministerium den Eindruck hat, dass es notwendig ist, dann nimmt es die Zügel in die Hand und versucht, die Diskussion zu lenken.

Wie stark eingeschränkt sind chinesische Journalisten, wenn sie über die Klimaverhandlungen berichten?

Es gibt ein paar Einschränkungen. Wenn China sehr schlecht dasteht, dann schreiten die Behörden ein. Ich habe mit chinesischen Journalisten über dieses Thema gesprochen. Sie haben gesagt, sie hätten ein Gefühl dafür, wie weit sie gehen könnten. Einer meinte: ‚Ich weiß, dass ich in meinen Berichten zu 70 Prozent der Linie der Regierung folgen muss. Aber ich habe 30 Prozent, die ich weitestgehend selbst bestimmen kann.‘ Das ist interessant, denn es zeigt einen Wandel: Vor zwanzig oder dreißig Jahren hätte er noch zu 100 Prozent der Linie der Regierung folgen müssen.

Wie stark beeinflusst diese teilweise gelenkte Berichterstattung ihrer Ansicht nach die Meinung der chinesischen Öffentlichkeit?

Das ist schwer zu sagen. Steht die chinesische Öffentlichkeit der westlichen Position im Klimastreit so kritisch gegenüber, weil die Medien kontrolliert werden? Oder vielmehr deswegen, weil sie gute Argumente haben: dass nämlich die entwickelten Länder beim Klimawandel die größere Verantwortung tragen? Da ist ja etwas dran. Es hat schon seine Gründe, wenn die chinesische Öffentlichkeit sagt, die reichen Länder müssen mehr leisten. Gleichzeitig muss man aber fairerweise sagen, dass die chinesischen Leser nicht so viel von der Kritik an ihrem Land mitbekommen, und davon, dass vor allem auch China zunehmend für den Klimawandel verantwortlich ist.

Wie schwierig ist es über lokale Probleme zu berichten? Gibt es investigativen Journalismus in China?

Es gibt investigativen Journalismus in China – in vielen Bereichen. Aber es gibt Grenzen, wie weit die Journalisten gehen können. Chinesische Journalisten wissen, dass sie Probleme bekommen können, wenn sie mächtige Menschen in Schwierigkeiten bringen. Sie wissen, dass es Tabus gibt, und dass es Anweisungen von oben gibt, über was berichtet werden darf und über was nicht. Ich glaube aber, dass das Thema ‚Klimawandel‘ nicht so heikel ist wie viele andere Themen. Es ist möglich, über schmelzende Gletscher zu schreiben oder über Verwüstung als eine Folge des Klimawandels. Und natürlich können die Journalisten auch über positive Dinge schreiben, wie etwa die erneuerbaren Energien. Ich denke, alles in allem ist es leichter, über Umweltfragen zu schreiben als über viele andere Dinge.

Gibt es einen Wandel im chinesischen Lokaljournalismus?

Es gibt einen Wandel, aber der ist sehr eingeschränkt. Pressearbeit in China ist ein sehr schwieriges und manchmal trauriges Thema. Man kann kein allgemeingültiges Urteil darüber abgeben, was für chinesische Journalisten möglich ist und was nicht. Nehmen wir ein Beispiel: Eine lokale Fabrik verschmutzt die Umwelt. Kann ein Reporter darüber berichten? Das hängt von vielen Faktoren ab: Zum Beispiel, woher er kommt. Stammt seine Zeitung aus der Region, dann wird er wahrscheinlich nicht darüber berichten. Die Lokalregierung könnte Druck auf ihn ausüben. Kommt der Reporter aber aus einer anderen Ecke Chinas, dann hätte er wahrscheinlich keine Probleme. Es ist sehr kompliziert. Manchmal funktioniert der politische Druck, manchmal nicht. Viele Journalisten versuchen, möglichst schnell über solche Fälle zu berichten. Und zwar bevor die Behörden wissen, was vorgefallen ist. Wenn dann ein Verbot kommt, können die Reporter sagen: ‚Ich wusste nicht, dass das ein sensibles Thema ist‘ – und dann ist die Information schon in der Öffentlichkeit. Oft ist es ein Rennen zwischen den Medien und den Behörden. Es gibt starke Kontrollen, aber es gibt eine gewisse Flexibilität innerhalb des Systems.

12. Kopenhagen – ein PR-Desaster?

Der chinesische Premierminister Wen Jiabao war alles andere als begeistert. Die Klimakonferenz in Kopenhagen war vorbei. China stand auf der Weltbühne äußerst schlecht da. Von vielen Ländern wurde Peking beschuldigt, hauptverantwortlich für das Scheitern der Klimagesprache zu sein. Ein ungerechter Vorwurf, meinte der chinesische Premier. Vor allem die USA

seien äußerst gut darin gewesen, China als den großen Blockierer hinzustellen. Gleichzeitig habe Washington davon abgelenkt, wie wenig es selbst tue, um das Klima zu retten. China habe sich vor allem schlecht präsentiert.

Über dieses Thema spreche ich auch mit Jonathan Watts. Kopenhagen – für China in erster Linie ein PR-Desaster? „Ein bisschen ist da etwas dran“, meint Watts. Er glaube, China sei zu sehr für das Scheitern von Kopenhagen verantwortlich gemacht worden. „Auch China trägt eine Mitschuld. Das ist keine Frage! China könnte mehr machen. Keine Frage! Aber war China allein für das Scheitern verantwortlich? Nein!“ Wenn es um die Klimapolitik gehe, mache China beispielsweise mehr als die Vereinigten Staaten – und das obwohl die USA historisch für einen Großteil der CO₂-Emissionen verantwortlich seien, so Watts. Deswegen fühle sich China schlecht behandelt. „So ganz falsch ist das nicht. Auch wenn China deswegen natürlich noch lange keine weiße Weste hat. Nur weil die USA nicht genug tut, heißt das ja nicht, dass China nicht mehr tun könnte.“

China sei mit einer falschen Erwartungshaltung nach Kopenhagen gefahren, glaubt Watts. Und das habe sehr viel mit der politischen Kultur in China zu tun: „Große politische Veranstaltungen wie z.B. Parteikongresse sind alle inszeniert. Es gibt keine Entwicklung, während sie stattfinden. Sämtliche Entscheidungen sind schon im Vorfeld gefallen. Die Teilnehmer halten sich an ihr bereits fertig geschriebenes Skript.“ Und – so der Eindruck von Watts – mit einer solchen Erwartung sei die chinesische Delegation auch nach Kopenhagen gefahren. „Die Chinesen dachten: Wir haben im Vorfeld viel getan fürs Klima. Wir fahren jetzt da hin. Dann findet die Konferenz statt. Danach machen wir ein Foto mit den Teilnehmern. Und dann stehen wir als verantwortungsvoller Partner da.“

Doch so funktioniere das nicht auf internationalen Konferenzen. Es werde bis spät in die Nacht verhandelt. Und man erwarte Veränderungen. Darauf sei China nicht vorbereitet gewesen: „China hatte einen exzellenten ‚Plan A‘, aber keinen ‚Plan B‘. Und als die anderen Staaten sich bewegten, hat es so ausgesehen, als sei China nicht fähig nachzuziehen“, meint Watts. „Hillary Clinton kommt an und verspricht Milliarden-Hilfen – und das, obwohl die USA bis dahin so gut wie nichts getan haben.“ Trotzdem seien die Medien darauf angesprungen. Denn das sei neu gewesen, und Medien bräuchten immer etwas Neues. ‚Die USA bewegen sich‘, so die Schlagzeile. „Und dann haben alle auf China geguckt und einen neuen Schritt erwartet. – Und es kam nichts.“ Als es am wichtigsten war, nämlich an den letzten eineinhalb Tagen, hätten die Chinesen keine Pressekonferenz mehr gegeben. „Es gab nichts als Stille.“ An dieser Stelle habe China die Diskussion verloren, glaubt Watts. „Für einen Berichtersteller wie mich war das sehr spannend zu verfolgen.“

13. Raus aufs Land – stehen oder nicht stehen?

Ich will endlich raus aus Peking. Seit gut zwei Wochen bin jetzt in China. Viele meiner Gesprächspartner sitzen in der Hauptstadt: Journalisten, Intellektuelle, Aktivisten. Deswegen ist es nur natürlich, dass ich hier viel Zeit verbringe. Aber ich habe mir fest vorgenommen, auch aufs Land zu fahren. „Peking ist nicht China“, heißt es immer wieder. Vollkommen zu Recht. Wer verstehen will, vor welchen Herausforderungen China steht, muss raus aus den Städten. Während der Feiertage war das kaum möglich. Ferienzeit ist in China immer auch Reisezeit. Das ganze Land ist auf den Beinen. Flugzeuge, Züge und Busse sind überbucht. Tickets oft nur schwer zu bekommen. Doch jetzt normalisiert sich der Verkehr zunehmend, und ich mache mich reisefertig.

Wassermangel gehört zu den Auswirkungen des Klimawandels, mit denen China am meisten kämpft. Besonders schwierig ist die Situation im Norden. Wie gehen die Menschen dort mit diesem Problem um? Das will ich mir gern selber anschauen. Einer meiner Gesprächspartner hat mir vom Anguli-See in der Provinz Hebei erzählt. Der Anguli-See gehörte früher zu den großen Seen in Nordchina. Doch seit mehreren Jahren trocknet er zunehmend aus. Eine Folge des Klimawandels, glauben chinesische Wissenschaftler. Von meinem Gesprächspartner habe ich die Telefonnummer einer kleinen Herberge, die direkt am See liegt. Über Handy rufe ich dort an. Ich sei Deutscher und reise zurzeit durch China, erzähle ich. Die Herberge sei mir von einem Freund empfohlen worden. Der habe auch erzählt, dass das Wasser in dem See immer weniger würde. Ob das denn stimme, will ich wissen? „Ja“, sagt mir ein Mann am Telefon. Er heißt Eriduncang und spricht zum Glück bestes Hochchinesisch, nicht den lokalen Dialekt. „Dieses Jahr ist es ein bisschen besser als letztes Jahr. Aber alles in allem wird das Wasser immer weniger.“ – Ob sie denn noch Platz für mich hätten in der Herberge, frage ich. Ich würde sehr gerne vorbeikommen. „Kein Problem“, sagt mir Eriduncang. „Kommen Sie einfach vorbei.“ Von Peking aus müsse ich erst nach Zhangjiakou fahren. Dort könne ich dann in einen Bus umsteigen nach Zhangbeixian. In Zhangbeixian müsste ich dann noch mal umsteigen: nach Mengguying. Ich mache mir Notizen. Ich kenne keinen der Orte. „Und wenn ich dann in Mengguying bin, wie komme ich dann zu Ihnen?“, frage ich. – „Das sehen Sie dann schon“, meint er. „Ich wohne direkt in Mengguying.“ Ich lege den Hörer auf.

Es dauert eine ganze Weile, bis ich die Orte auf der Karte gefunden habe. Dann mache ich mich auf zu einem Reisebüro in der Nähe meines Hotels. Dort bekomme ich allerdings nur ein Ticket in die nächst größere Stadt. Wie ich von dort aus weiterkomme, muss ich vor Ort sehen. Ich habe die Wahl zwischen einem Zug um sieben Uhr morgens ohne Sitzplatz und einem Zug

um elf Uhr mit Platzreservierung. Eine schwierige Entscheidung: Ohne Reservierung bedeutet wahrscheinlich mehrere Stunden lang stehen – unter Umständen ohne Möglichkeit auf die Toilette zu gehen. Ich will am Freitag fahren, dem ersten Arbeitstag nach den Feiertagen. Gut möglich, dass die Reisewelle noch nicht vollkommen abgeebbt ist. Während der schlimmsten Reisezeiten ist es in den Waggons oft so voll, dass die Toilette als permanenter Stehplatz mit belegt wird.

Elf Uhr ist mir auf der anderen Seite ein bisschen spät. Ich werde viele Stunden unterwegs sein und bin noch nicht sicher, wie reibungslos meine Anschlussverbindungen klappen werden. Nach einigem Überlegen entscheide ich mich schließlich für den Sieben-Uhr-Zug. Ein bisschen Abenteuer soll auch dabei sein. Außerdem möchte ich gerne in dem Ort sein, bevor es dunkel ist. Immerhin habe ich nur eine vage Idee, wo ich dort genau hin muss.

14. Landluft

Wie sich herausstellt, habe ich mir zu viele Gedanken gemacht. Der Zug ist doch nicht so voll wie befürchtet. Ich bekomme ohne Probleme einen Sitzplatz. Dafür habe ich einen Bummelzug erwischt. Ich hatte vergessen, beim Ticketkauf nach der Geschwindigkeit des Zuges zu fragen. So bin ich auch nicht viel schneller am Ziel als mit der Elf-Uhr-Verbindung. „Na, toll“, denke ich mir. Ich hätte also genauso gut ausschlafen können.

Angekommen in Zhangjiakou klappt das Umsteigen ohne Probleme. Meine Sitznachbarin aus dem Zug zeigt mir, wo ich den richtigen Bus finde. Ähnlich reibungslos läuft es auch beim zweiten Mal. Viel Platz gibt es in den Kleinbussen nicht. Es sind Sammeltaxis, die erst dann losfahren, wenn sie gut gefüllt sind. Ich bin froh, dass ich einen Großteil meines Gepäcks im Hotel in Peking gelassen habe. Eigentlich habe ich mit einer holprigen Fahrt über schlammige Straßen gerechnet. Doch die Straßen auf dem Land sind in äußerst gutem Zustand. Vielleicht eine Folge des chinesischen Konjunkturpakets, denke ich mir. Um die chinesische Wirtschaft in Krisenzeiten zu stützen, hatte die Regierung Milliarden in den Ausbau der Infrastruktur gesteckt.

Mit jedem Mal Umsteigen verstehe ich ein bisschen weniger. In dieser Region nur ein paar hundert Kilometer von Peking entfernt spricht man einen lokalen Dialekt: Hebeihua. Hochchinesisch ist für die Menschen hier wie die erste Fremdsprache. Viele sprechen es nur sehr gebrochen und mit starkem Akzent. Ich fühle mich wieder ein bisschen wie bei meinem ersten Besuch in China vor rund 12 Jahren – ich verstehe fast nichts.

Im letzten Minibus zeige ich einen Zettel vor, auf dem ich die Adresse des Dorfes notiert habe. „Warum wollen Sie denn ausgerechnet dahin?“,

fragt mich ein alter Mann. „Das hat mir ein Freund empfohlen“, erkläre ich. Überzeugt sieht er nicht aus. Da gebe es doch nichts zu sehen, brummelt er. Wenig später winkt mir der Fahrer zu, ich solle aussteigen. Wir sind da. Ich bin der Einzige, der aus dem Bus klettert. Die anderen Fahrgäste werfen mir noch einen verwunderten Blick zu. Dann fährt der Minibus weiter. Ich stehe allein an der scheinbar endlos langen Landstraße. Auf der einen Seite liegt eine riesige Steppe, auf der anderen sehe ich in einiger Entfernung ein weiß gekacheltes Haus. Dahinter, noch weiter weg, liegen einige niedrige Lehmhäuser. Das muss das Dorf Mengguying sein. Zwei Männer fahren auf einem Moped an mir vorbei und schauen mich mit großen Augen an. Viele Ausländer verschlägt es nicht in diese Gegend – soviel ist sicher.

Ich krame mein Handy hervor und suche nach der Telefonnummer der Herberge. In einiger Entfernung sehe ich einen Mann auf mich zulaufen. Ich wähle die Nummer und lass es klingeln. Der Mann winkt mir zu – es ist Eriduncang. „Sie müssen der Ausländer sein, der neulich angerufen hat“, sagt er. Ich nicke.

Ich schaue mich um und muss an den alten Mann im Bus denken. Viel zu sehen gibt es hier wirklich nicht. Von der asphaltierten Landstraße führt ein Lehmweg in Richtung Dorf. So weit das Auge reicht, sieht man sonst nur Grasland. Die ganze Szenerie wirkt ein wenig trostlos. Neben der Straße steht ein großes Schild. „Grille ganze Schafe – guter Preis“ steht darauf in großen chinesischen Schriftzeichen. Ein Versuch, Touristen anzulocken. Ob viele Gäste da wären, frage ich. „Nein“, antwortet Eriduncang, „Sie sind der Einzige.“

Wir laufen in Richtung Dorf. Hinter dem weiß gekachelten Haus liegt ein großer Innenhof. Darin stehen einige runde Hütten, die ein wenig an mongolische Jurten erinnern. Hier übernachteten im Sommer wohl die Touristen aus den umliegenden Städten. „Am besten Sie schlafen dort hinten“, sagt Eriduncang und zeigt auf ein längliches Gebäude. In den Hütten werde es nachts zu kalt. Todschild sei es nicht bei ihnen, entschuldigt er sich. „Ist doch prima“, antworte ich. Scheppernd öffnet er die Blechtür zu einem der Zimmer. An der Decke baumelt eine einsame Glühbirne. Der Boden besteht aus nacktem Beton. Von der Wand bröckelt der Putz herab. Das Bett ist aus Steinen, ein paar Bierkästen und Brettern zusammengebaut. In einer Ecke steht ein kleiner Kohleofen. „Wenn es Ihnen nachts zu kalt wird, mache ich Ihnen den Ofen an“, sagt Eriduncang und lächelt. Das Bad sei leider noch nicht fertig. Die Toilette sei dort hinten, sagt er, und zeigt auf ein niedriges Gebäude am anderen Ende des Hofes. Ob ich etwas essen möchte, fragt er mich. „Später vielleicht“, sage ich. Erstmals brauche ich eine Pause. Ich bin seit fünf Uhr auf den Beinen. Für eine halbe Stunde teste ich das Bett. Wie erwartet, ist es knüppelhart.

15. Yangrou – Lammfleisch

Abends habe ich freie Wahl. Was ich denn gern essen möchte, fragt mich Eriduncang. „Gerne eine Spezialität aus der Region“, antworte ich. „Etwas, das ich in Peking nicht bekommen kann.“ Wir stehen in dem weiß gekachelten Gebäude, das ich schon von der Straße aus gesehen hatte. Auf der einen Seite liegt eine kleine Küche, daneben zwei abgetrennte Esszimmer. „Kommen Sie am besten nach hinten durch“, meint Eriduncang und läuft voraus. „Da ist nicht so viel los.“ Ich muss grinsen. Den Satz sagt er wohl öfter, wenn mehr Gäste da sind. Nur bin ich zurzeit ja der Einzige.

Das Essen stammt komplett aus eigenem Anbau. Kartoffeln, Gemüse, selbst gemachte Nudeln und ein großer Brocken Lammfleisch – natürlich vom selbst gezüchteten Lamm. Dazu gibt es Gewürze und eine pikante Sauce. „Das ist so bei uns auf dem Land“, sagt Eriduncang. „Wir versorgen uns selber und kaufen nur dazu, wenn etwas fehlt.“ Ob ich ein Bier trinken möchte? „Wenn Sie ein bisschen mittrinken, gern“, antworte ich. Eriduncang ziert sich zunächst ein bisschen. Er will mich nicht beim Essen stören. Aber ein wenig später setzt er sich dann doch zu mir. „Warum sprechen Sie ein so klares Hochchinesisch“, frage ich ihn. Ich bin sehr erleichtert, dass die Kommunikation so gut funktioniert. „Meine Familie stammt eigentlich aus dem Nordosten“, erzählt er. Dort spricht man ein ähnlich klares Hochchinesisch wie in Peking.

Eriduncang gehört zur nationalen Minderheit der Mongolen. Auf dem Hof lebt er zusammen mit seiner Frau. Gemeinsam haben sie zwei Töchter, die beide studieren und nur selten nach Hause kommen können. Eine der beiden besucht die Pekinger Volksuniversität, eine der renommiertesten Hochschulen des Landes. „Sie hat schon immer sehr gute Noten gehabt“, meint Eriduncang ein bisschen stolz. „Hut ab“, denke ich mir. Vom Dorf auf eine der Top-Universitäten des Landes, das war sicher nicht einfach. Wie sich das Wetter in den letzten Jahren entwickelt habe, frage ich. „Es regnet immer weniger“, erzählt Eriduncang. Eigentlich sei das der Hauptgrund, warum ich gekommen sei, sage ich. Am Telefon hatte ich mich nur als Tourist ausgegeben. Eigentlich sei ich Journalist, erzähle ich, und würde, wenn möglich, morgen gerne ein paar Interviews machen. „Kein Problem“, meint Eriduncang. „Fragen Sie einfach. Was wir zu dem Thema wissen, sagen wir Ihnen gern.“

16. Kuhdung im Ofen

Nach dem Essen gehe ich auf mein kleines Zimmer. Es ist kalt. Ich hätte nicht gedacht, dass der Temperaturunterschied zwischen Peking und Meng-

guying so groß ist. Ich habe nur die nötigsten Kleider mitgenommen. Jetzt wünsche ich mir, ich hätte einen Pullover mehr eingepackt. Eriduncang wohnt mit seiner Frau in einem Haus am anderen Ende des Hofes. Ich rufe ihn mit meinem Handy an. „Könnten Sie mir den Ofen vielleicht doch anmachen?“ Wenige Minuten später höre ich seine Schritte. Der Ofen wird mit drei Ladungen gefüllt: mit Stroh, um das Feuer anzuzünden, dann folgen einige Fladen Kuhdung, schließlich ein paar Kohlen. „Das wird ein paar Stunden reichen“, meint Eriduncang. Später könne ich noch Kohle nachlegen.

Ich lege mich aufs Bett. Über mir baumelt die Glühbirne an der kahlen Decke. Neben mir knistert der Ofen. Ansonsten höre ich nur ab und zu einen Lastwagen, der über die nahe gelegene Landstraße fährt. Hier im Norden der Provinz Hebeis bekommt man einen Eindruck, warum sich China als Entwicklungsland bezeichnet. Die Familie lebt von der Hand in den Mund. Und von dem wenigen Geld, das Touristen ausgeben, wenn sie sich in diese Region verirren. Strom scheint der einzige Luxus zu sein. Ich versuche mir vorzustellen, wie es ist, ein Leben lang hier auf dem Dorf zu leben. – Lange nicht mehr kam mir Deutschland so weit weg vor.

17. „Ohne Wasser kann einfach nichts existieren“

Am nächsten Morgen bekomme ich ein traditionelles Frühstück. Reissuppe, gedampftes chinesisches Brot und scharfes Gemüse. Außerdem stellt mir Eriduncang eine große Packung Kuchen auf den Tisch. Als Ausländer würde ich sicher gerne süße Sachen essen, meint er und lächelt. Ich fühle mich ein bisschen schlapp. Viel geschlafen habe ich auf den Bierkästen nicht.

Heute lerne ich auch Eriduncangs Frau kennen, Namuhua. Sie möchte ich für meinen Beitrag über den ausbleibenden Regen interviewen. Da sie noch ein paar Dinge erledigen muss, nutze ich die Zeit und mache ein kurzes TV-Interview mit einer anderen Bäuerin aus dem Dorf. Wie sich herausstellt, ist die Bäuerin eine Abgeordnete des Nationalen Volkskongress, des weitestgehend machtlosen chinesischen Parlaments. Viele Antworten, die sie mir gibt, klingen hölzern und auswendig gelernt. Ich muss mehrfach nachfragen, bis sie ein wenig persönlicher wird.

Das Interview machen wir auf dem Hof von Eriduncang und Namuhua direkt neben einem kleinen Stall. Rund zehn Schafe sind darin. „Früher hatten wir über 100 Schafe“, erzählt mir Eriduncang. Doch jetzt gebe es eine neue Regulierung der Regierung, die die Zahl der Schafe begrenze. Wegen des fehlenden Regens kämpft die Region mit Verwüstung. Viele der Sandstürme, die die Hauptstadt Peking jedes Jahr heimsuchen, entstehen in dieser Region. Die Schafe gelten als mitverantwortlich für die Verödung des

Bodens. Sie fressen das letzte Gras weg, und oft auch gleich die Grasnarbe. Deswegen sollen die Bauern nur noch wenige Schafe züchten. Die sollen außerdem im Stall bleiben und nicht mehr frei herumlaufen. „Früher konnten wir sie umsonst grasen lassen“, erzählt Eriduncang. „Jetzt sollen wir sie im Stall halten und das Futter kaufen. Das rechnet sich nicht mehr für uns.“

Nach einiger Zeit kommt auch Namuhua zurück. Von ihr will ich mir den Anguli-See zeigen lassen. Namuhua wirft ihren kleinen Transporter an. Auf die Ladefläche hinter sich wirft sie ein dickes Schafsfell. „Setzen Sie sich da drauf“, ruft sie mir zu. „Dann tut Ihr Hintern nicht so weh.“ Wenige Minuten später verstehe ich, was sie meint. Der Weg zum See ist mehr Schlagloch als Straße. Mehrfach hüpfte ich fast vom Transporter.

Nach gut zwanzig Minuten hält Namuhua an. Von einem See ist nichts zu sehen. Ich sehe nur einige kleine Pfützen, ansonsten nur Gestrüpp und sandigen Boden. Das alles habe früher zum See gehört, erzählt Namuhua. „Es ist ganz anders als in meiner Kindheit. Vor 10 Jahren war hier noch alles voller Wasser. Es gab viele Fischer. Sogar aus dem Süden sind sie hierher gekommen. Jetzt gibt es hier nichts mehr – ohne Wasser kann einfach nichts existieren.“ Ich schaue mich um. In einiger Entfernung grasen Pferde. Kaum vorstellbar, dass hier früher einer der großen Seen Nordchinas war. Wir machen ein kurzes Interview. Wegen des heftigen Windes müssen wir uns mit dem Mikrofon hinter einer Decke verstecken. Anschließend mache ich noch ein paar Fotos. „Das alles wieder so wird wie früher, ist wohl kaum möglich“, meint Namuhua. „Wir haben schon so lange gewartet. Es ist sehr traurig. Früher war hier alles blau – fast wie am Meer. Jetzt ist es nur noch weiß. Es gibt nur noch Wüste.“

Mit dem Transporter fahren wir zurück zum Hof. Wegen des ausbleibenden Regens mussten Namuhua und ihr Mann Eriduncang ihr Leben komplett umkrempeln. Die Herberge war ein Versuch, eine neue Einnahmequelle zu finden. Namuhua lässt mich in die runden Hütten gucken. Von innen sehen sie nicht viel anders aus als mein Zimmer: eine Glühbirne, kalte Wände, einige Matten und Decken auf dem Boden.

Trotzdem habe das mit den Touristen am Anfang ganz gut funktioniert, erzählt Namuhua. Die Städter wollten einfach einen Tapetenwechsel und sehen, wie es ist, auf dem Land zu leben. Viele seien aber auch gekommen, um den Anguli-See zu besuchen. Und je weniger Wasser im See war, desto weniger Touristen kamen in ihre Gegend.

Um die kleinen Hütten zu bauen, mussten Namuhua und ihr Mann einen Kredit aufnehmen. Bis heute haben sie ihn nicht abbezahlt. Und mehr investieren, um es noch ein wenig hübscher zu machen, will Namuhua auch nicht. Sie glaubt nicht daran, dass die Region ohne den See noch attraktiv ist für Reisende. Das Geld reiche hinten und vorne nicht. Immerhin müssten sie noch

das Studium der beiden Töchter finanzieren. Wie es genau weitergehen soll, weiß Namuhua noch nicht. „Schafe dürfen wir nicht mehr hüten. Und sonst kann man auch nicht viel machen. Ich schlafe in letzter Zeit sehr schlecht, weil ich ständig darüber nachdenken muss, wie es weitergehen soll.“ Letztes Jahr ist sie in den Süden gefahren, nach Kanton, um sich dort ein wenig hinzuzuverdienen. Doch dann sei ihr Vater krank geworden und sie sei zurückgekommen. Vielleicht müssten auch sie und ihr Mann bald weg aus der Gegend – so wie schon viele vor ihnen. Es sei denn natürlich, es würde wieder häufiger regnen. Aber so recht daran glauben, kann Namuhua nicht.

18. Ein langer, harter Kampf

Zurück in Peking treffe ich mich mit Ma Chaode. Ma arbeitet für den World Wide Fund For Nature (WWF) in Peking und ist Wasserexperte. Das Problem der ausbleibenden Regenfälle in Nordchina, das das Leben von Bauern wie Eriduncang und Namuhua so schwer macht, werde sich allenfalls langfristig lösen lassen, erklärt er mir im Interview:

Kann China die Folgen des Klimawandels heute schon spüren?

Der Klimawandel hat Einfluss auf die ganze Welt. Der WWF hat in den letzten drei Jahren gemeinsam mit der chinesischen Regierung entsprechende Untersuchungen gemacht. Unter anderem über die Auswirkungen des Klimawandels auf den Changjiang-Fluss (Yangtse). Die Schlussfolgerung: Nach dem Modell des „Zwischenstaatlichen Ausschusses für Klimaänderungen“ (IPCC) wird die Temperatur in dieser Region bis 2050 um 1,5 bis 2 Grad steigen. Wetterextreme werden zunehmen, die Gletscher im Ursprungsgebiet des Changjiang-Flusses werden schneller schmelzen, Grasflächen werden weiter abnehmen. Katastrophen wie die Überschwemmungen und die Dürren in diesem Jahr haben auch mit dem Klimawandel zu tun.

Welche Regionen Chinas kämpfen am stärksten mit dem Wassermangel?

Jeder Chinese hat pro Kopf nur ein Viertel des Wassers des globalen Durchschnitts zur Verfügung. Soviel zum Durchschnitt. Aber die Situation in den verschiedenen Landesteilen ist unterschiedlich. Vor allem im Nordwesten und im Norden Chinas ist der Wassermangel ein sehr großes Problem, zum Beispiel in Xinjiang oder der Inneren Mongolei. Auch im Norden Hebeis ist es sehr schwierig. Dort gab es das Problem schon lange, bevor wir angefangen haben, über den Klimawandel zu diskutieren. Der Wassermangel ist nicht nur ein Problem für das Ökosystem. Er beeinflusst auch direkt das Leben der Menschen.

Woher wissen wir, dass der Wassermangel mit dem Klimawandel zusammenhängt?

Das ist sehr kompliziert. Durch den Klimawandel nehmen die Wetterextreme zu. Auch die Häufigkeit der Niederschläge verändert sich. Man kann nicht sagen, dass der Klimawandel der einzige Grund dafür ist. Aber er hat auf jeden Fall Einfluss. Er verschärft das Wasserproblem.

Welche Auswirkungen hat der Wassermangel auf das Leben der Menschen?

Dafür gibt es viele Beispiele. Ein Problem ist die Versorgung mit Trinkwasser. Auch die Nahrungsmittelproduktion wird beeinflusst: die Bewässerung und die künftige Viehzucht.

Gibt es Maßnahmen, um die Bauern zu unterstützen?

Wir beschäftigen uns als WWF nicht direkt mit der Entwicklung der Dörfer. Aber wir haben einen engen Kontakt zu den Bauern. China hat eine Landbevölkerung von 800 Millionen, deswegen ist dieses Problem unglaublich kompliziert. Die Frage ist, wie wir die Bauern besser ausbilden können. Sie müssen leichter an Informationen kommen, damit sie zum Beispiel ihre Chancen auf dem Markt besser nutzen können.

Was erwarten sie von der zukünftigen Entwicklung?

Das Wasserproblem ist sehr kompliziert. Der Klimawandel ist ein Faktor. Außerdem sind die chinesischen Wasservorräte sehr klein. In Zukunft müssen wir unser Ökosystem besser schützen. Wir müssen unsere Emissionen verringern und die Verschmutzung und Verschwendung von Wasser bekämpfen. Die Bevölkerung muss ein größeres Bewusstsein für dieses Problem bekommen. Und wir sollten schauen, was wir vom Ausland lernen können.

Wird sich das Wasserproblem lösen lassen?

Das ist ein langer Prozess. Die gesamte Gesellschaft muss sich beteiligen – die Regierung, NGOs, Unternehmen, die Bevölkerung, Akademiker. Nur wenn alle mitmachen, ist eine Lösung möglich. Aber das dauert sehr lange. Das zeigen auch andere Beispiele auf der Welt. In ein, zwei Tagen ist das nicht möglich. Das ist ein langer, harter Kampf.

19. Selbstmord statt Friseurbesuch

Nach dem Interview mit Ma Chaode esse ich im Restaurant meines Hotels zu Mittag. Im Hintergrund läuft der Fernseher. Normalerweise höre ich nicht hin. Nicht so heute. Es läuft die Diskussionssendung „Wo Jianyi“ („Ich habe

einen Vorschlag“) mit einem Thema, das auf einen Europäer äußerst skurril wirkt. Diskutiert wird, ob chinesische Schulen das Recht haben, über die Frisuren ihrer Schüler zu bestimmen. Denn an chinesischen Schulen – lerne ich – dürfen die Haare von Schülern und Schülerinnen eine bestimmte Länge nicht überschreiten. Anlass für die Diskussion ist ein tragischer Vorfall in Südchina. Ein 13-jähriges Mädchen hatte sich mehrfach geweigert, ihre Haare kurz zu schneiden. Nachdem sie deswegen von ihrem Lehrer dreimal nach Hause geschickt worden war, beging sie schließlich Selbstmord.

In der TV-Sendung diskutieren eine Pro- und eine Contra-Fraktion. Ein Soziologe argumentiert vehement gegen eine Einmischung der Schule („Was für eine rechtliche Grundlage nehmen die Lehrer eigentlich für sich in Anspruch, wenn sie über die Frisur ihrer Schüler entscheiden?“). Ein anderer plädiert heftig für die strikten Regeln („Diese Regelung ist nur eine von vielen und zeigt letztlich nur, dass sich die Lehrer um die Entwicklung ihrer Schüler sorgen.“). Immer wieder werden auch Schüler in die Sendung eingeladen, die von den Regeln an ihren Schulen erzählen – und davon gibt es, wie sich herausstellt, einige: An einer Schule dürfen beispielsweise ein Schüler und eine Schülerin abends nicht zusammen auftreten – und zwar egal in was für einer Situation. Sie dürfen zum Beispiel nicht nebeneinander zum Wohnheim laufen. Das gelte schon als mögliche „Beziehung“. Und Beziehungen zwischen Schülern sind selbstverständlich verboten. Mit mir im Restaurant ist auch die Bedienung, eine junge Frau, die die Sendung ebenfalls verfolgt. Als ich sie ein wenig ungläubig anschau, sagt sie nur: „Als ich in der Schule war, war es noch viel strenger. Bei uns saßen Mädchen und Jungen getrennt. Und wir durften nicht miteinander reden.“ Wieder kommt ein Gast in die Sendung. Diesmal ist es ein Schuldirektor. An seiner Schule sei es für Mädchen verboten, Stöckelschuhe zu tragen. Der Moderator lässt das Publikum abstimmen. Die Mehrzahl der Zuschauer – vor allem Studenten und Studentinnen – halten das Verbot für richtig. Dass das chinesische Schulwesen recht strikt ist, wusste ich. Wie viele Regeln es gibt, war mir neu. Ich wende mich wieder meinem Mittagessen zu. Ich bin nicht unglücklich, dass ich meine Schulbank in Deutschland gedrückt habe.

20. „Die USA tun doch viel fürs Klima“

Bislang habe ich vor allem mit Experten über den Klimawandel gesprochen: mit Vertretern von NGOs, Journalisten und Wissenschaftlern. Heute will ich herausfinden, was die Menschen auf der Straße von diesem Thema halten. Ich habe eine ganze Reihe von Fragen: Wie wichtig ist das Klimaproblem aus Ihrer Sicht? Was machen Sie selbst, um den Klimawandel zu

bekämpfen? Würden Sie, um das Klima zu schützen, auf ein Auto verzichten? Wer ist verantwortlich für den Klimawandel? Können Sie die Kritik des Westens an China nachvollziehen? Wie machen sich die westlichen Industriestaaten bei der Verminderung ihrer Emissionen? Ist der Klimawandel noch aufzuhalten?

Auf Grund meiner Gespräche in den letzten Wochen glaube ich, die Antworten schon ziemlich genau zu kennen. Ich erwarte empörte Stimmen, wenn es um die Kritik des Westens geht, Kritik an den Maßnahmen der Industriestaaten und den Hinweis darauf, dass China das Recht habe, sich zu entwickeln. Doch es kommt ganz anders. Auf die erste Frage bekomme ich noch erwartbare Reaktionen: Das Klimaproblem sei sehr ernst – so der Tenor – und es müsse etwas dagegen getan werden. Doch schon bei der zweiten Frage fallen die Antworten anders aus als erwartet. Ob sie auf ein Auto verzichten würden, frage ich, und rechne mit einem klaren „Nein“. Die Argumentationslinie, die ich bislang kannte, geht so: „Im Westen fährt jeder ein Auto, wenn nicht sogar zwei oder drei. Jetzt haben wir die Mittel, uns auch ein Auto zu kaufen. Und das ist unser gutes Recht.“ Doch die Antworten fallen anders aus: Autos seien schlecht für die Umwelt, und man solle mehr mit der U-Bahn und dem Bus fahren. „Fahren Sie selbst Auto?“ – „Nein. Eigentlich so gut wie gar nicht.“ Na ja, denke ich mir. Ob das in der Praxis auch so aussehe, sei wohl eine andere Frage. Außerdem sei die Situation in Peking wahrscheinlich eine Ausnahme. Der Verkehr ist so ein Chaos, dass Autofahren in der Tat keinen Spaß macht. Wahrscheinlich – so meine Vermutung – würde ich in anderen Regionen Chinas eine andere Antwort bekommen. Doch es geht weiter: Auch auf meine weiteren Fragen bekomme ich unerwartete Reaktionen. Ob die Kritik an China berechtigt sei? Einige verweisen darauf, dass China immerhin noch ein Entwicklungsland sei und Zeit brauche. Doch viele stimmen zu. „Das Bewusstsein ist bei uns einfach noch nicht hoch genug.“ – „Machen denn die westlichen Industriestaaten Ihrer Ansicht nach genug?“ Sämtliche bisherigen Gesprächspartner haben den Westen kritisiert: Journalisten, Experten, NGÖler. Doch auf der Straße ist von Kritik keine Spur: Ja, die Industriestaaten seien in dieser Frage schon sehr viel weiter. China müsse noch viel lernen. – „Was halten Sie denn von der Klimapolitik der USA?“ – Auch die seien schon viel weiter als China und würden sehr viel fürs Klima tun.

Fast fünf Stunden bin ich unterwegs. Ich bin verwirrt. Die Antworten widersprechen dem Mainstream der Medien, sie widersprechen der Einschätzung der Akademiker, mit denen ich gesprochen habe, und dem Standpunkt, den die chinesische Regierung vertritt.

Nachmittags treffe ich Zhu Yi, Mitarbeiterin der Heinrich-Böll-Stiftung. Mit ihr spreche ich auch über meine Interviews am Morgen. Habe ich zuviel

vorausgesetzt? Vielleicht beschäftige ich mich einfach schon zu lange mit dem Thema und stecke zu tief in der Problematik? Auf der anderen Seite: Ich denke schon, dass ich substantziellere Antworten bekommen hätte, wenn ich die gleiche Umfrage in Berlin gemacht hätte. Zumindest hätte vermutlich niemand die Klimapolitik der USA gelobt.

„Für die Menschen in China ist das Thema Klimawandel wahrscheinlich zu abstrakt“, meint Zhu Yi. Die Umfrage zeige, dass nicht zwischen dem Klimawandel und allgemeinen Umweltfragen unterschieden werde. Die Menschen achteten vor allem auf die Umweltprobleme, die sie täglich in ihrem Alltag sehen könnten, wie zum Beispiel die unzähligen Autos oder die verschmutzte Luft. Und angesichts der vielen Herausforderungen vor denen die chinesische Gesellschaft stehe (Arbeitsmarkt, Versicherung, Altersabsicherung...), sei der Klimawandel ein Problem, das für die Menschen noch relativ weit weg sei. Das Lob der US-Klimapolitik erklärt Zhu Yi so: „In Umweltfragen hat das Ausland ein sehr gutes Image in China.“ Auch hier würden Umwelt- und Klimafragen vermischt: „Die Menschen wissen, dass es um die Umwelt in den USA besser steht als in China. Also, denken sie, deswegen müsse auch der Klimaschutz besser sein.“ Hier zeige sich, dass viele die wirkliche Situation im Ausland nicht verstünden.

Das ist auch mein Fazit: Offensichtlich ist das Wissen über den Klimawandel in der Bevölkerung noch nicht sehr ausgeprägt. Auch wenn sich Regierung und Medien mit diesem Thema beschäftigen – mit der Lebensrealität großer Teile der chinesischen Bevölkerung scheint der Klimawandel noch nicht viel zu tun zu haben.

21. Vom Ausland lernen?

An diesem Nachmittag lerne ich zwei Journalisten vom chinesischen Staatsfernsehen kennen. Sie arbeiten an einer mehrteiligen Dokumentation zum Thema Klimawandel. Auch in Deutschland wollen sie Interviews führen. Von mir erhoffen sie sich einige Kontakte. Über ein Jahr Zeit haben sie für Recherche und Dreharbeiten. Das Konzept klingt noch etwas vage: Es soll um die Beziehungen zwischen dem Menschen und der Natur gehen. Und inwieweit die Menschheit das Klima beeinflusst – heute und in der Vergangenheit. Wenn es um die Geschichte gehen soll, dann wollen sie in ihrer Dokumentation sicher die „historische Verantwortung“ thematisieren, denke ich mir. Die chinesische Regierung weist regelmäßig darauf hin, dass die westlichen Industriestaaten historisch die größte Verantwortung für den Klimawandel tragen, weil sie sich als erstes industrialisiert haben. Aber, wie sich während des Gesprächs zeigt, interessieren sich die beiden Journalisten

für ganz andere Aspekte. Das Ausland – so mein Eindruck – soll als Vorbild erhalten. Sie fragen mich nach den größten und modernsten Solarfabriken Deutschlands. Und welche Abschnitte des Rheins früher besonders verschmutzt waren. Sie wollen Zeitzeugen suchen, die über diese Zeit erzählen können. Und gleichzeitig zeigen, wie sauber der Rhein heute ist. Offenbar wollen sie in ihrer Dokumentation zeigen, wie viele Umwelt- und Klimaprobleme das Ausland schon in den Griff bekommen hat – damit auch China davon lernen kann.

22. Deutsche Presse? Nein Danke (I)

Ein Kapitel fehlt mir noch. Ich habe mich mit der Wahrnehmung des Klimawandels in China beschäftigt, mit den Auswirkungen und mit den Gründen. Jetzt will ich mir auch mögliche Lösungsansätze angucken. Gerne würde ich eine Reportage zum Thema Windkraft machen. Denn nach Ansicht von Andreas Oberheitmann von der Qinghua-Universität, entwickelt sich die in China zurzeit besonders schnell. Oberheitmann hat mir empfohlen, mich an die Kreditanstalt für Wiederaufbau (KfW) zu wenden. Die habe in China die ersten Windparks finanziert und habe möglicherweise interessante Kontakte. Doch als ich im zuständigen Büro in Peking anrufe, ist die Reaktion wenig enthusiastisch. Die China-Berichterstattung in den deutschen Medien sei so einseitig negativ, dass er eigentlich gar nicht mit mir sprechen wolle, sagt mir der deutsche Abgesandte. Ich müsse mich ohnehin erst an die zuständige Pressestelle in Deutschland wenden. Und selbst wenn ich ein Interview in Deutschland führen wolle, dann ginge das nur im Beisein eines Vertreters der Presseabteilung. Ich frage, ob er ein gebranntes Kind sei, was die Chinaberichterstattung betreffe. Die Antwort: „Darüber werde ich mich sicher nicht mit Ihnen unterhalten.“

23. Deutsche Presse? Nein Danke (II)

Nach der Absage der KfW versuche ich über andere Kontakte weiter zu kommen. Mir schweben zwei Dinge vor: Ich will mir von einem Experten die groben Entwicklungslinien schildern lassen. Wie viel wird tatsächlich investiert? Welche Bedeutung hat die Windkraft für den chinesischen Energiemix und damit für den Klimaschutz? Welches Potenzial steckt in der Technologie? Welche Probleme gibt es? Außerdem möchte ich eine chinesische Fabrik besuchen. Ich will eine bunte Hörfunkreportage stricken – mit brummenden Motoren, schwitzenden Arbeitern und gestressten Mana-

gern. Geeignete Experten für ein Hintergrundgespräch zu finden, ist relativ unproblematisch. Wesentlich schwieriger ist es, in eine chinesische Fabrik zu kommen. Die besten Chancen habe ich, wenn ich es über den in China üblichen Weg versuche: über „Guanxi“ – oder auf Deutsch: „Vitamin B“. Ich bitte einen Bekannten bei den Vereinten Nationen um Hilfe. Der nimmt Kontakt auf mit einem gut vernetzten Freund einer Anwaltskanzlei, der wiederum einen Draht zu lokalen Beamten der Sonderwirtschaftszone Baoding hat, wo ein Teil der chinesischen Windkraft-Produktion sitzt. Ich versuche, meine Geschichte möglichst positiv zu verkaufen: Keiner wisse in Europa von der schnellen Entwicklung der chinesischen Windkraft und vom Umbau des chinesischen Energiesektors. Und genau das sei die Geschichte, die ich erzählen wolle. Auf der einen Seite versuche ich so Berührungsängsten der chinesischen Firmen entgegenzuwirken. Auf der anderen Seite stimmt das auch. Aus Hintergrundgesprächen weiß ich ja, dass sich die chinesische Windkraft in der Tat enorm schnell entwickelt und zu einer wichtigen klimafreundlichen Säule der chinesischen Energieversorgung ausgebaut werden soll.

Parallel versuche ich auf eigene Faust Firmen anzusprechen. Viel Hoffnung mache ich mir nicht. Aber mir bleibt nicht mehr viel Zeit, bevor ich zurück nach Deutschland fliege. Im Internet finde ich die Telefonnummer der chinesischen Firma „Goldwind“, einem großen Windturbinen-Hersteller. Ich rufe in der Zentrale an und lasse mich mit der Presseabteilung verbinden. Wieder erzähle ich, was für eine positive Geschichte ich gerne schreiben möchte. Die Dame in der Leitung ist ausgesprochen freundlich. Ich solle bitte eine kurze Email schreiben, in der ich erkläre, worum es gehen soll in dem Bericht, und was für Fragen ich habe.

Gesagt, getan. Doch am nächsten Tag kommt die Absage. Ich rufe noch mal kurz an um nachzuhaken. Sie habe mit der Geschäftsleitung gesprochen, sagt mir die Frau freundlich. Aber leider habe das Management keine Zeit. „Das heißt, sie haben kein Interesse an einem Interview“, frage ich. – „Na ja, so könnte man das auch sagen.“ Eigentlich wundert mich die Absage nicht. Die chinesischen Turbinenhersteller produzieren fast ausschließlich für den chinesischen Markt. Publicity in Deutschland bringt ihnen für ihre Geschäfte eigentlich nichts.

Trotzdem versuche ich noch zwei andere Hersteller zu kontaktieren. Doch die haben noch nicht einmal eine Pressestelle. Ich solle ein Fax (Email sei nicht möglich) an die Geschäftsleitung schicken. Sie würden sich dann bei mir melden – für den Fall, dass sie Interesse haben. Ich lasse es bleiben. Mein Flieger geht in vier Tagen. Lu Hong von der amerikanischen Energy Foundation glaubt, es gebe wahrscheinlich noch einen weiteren Grund dafür, dass die chinesischen Firmen so zurückhaltend seien. Offenbar streiten

sich die USA und China mal wieder über Subventionen. Im Internet suche ich nach Details: Tatsächlich hat vor wenigen Tagen das US-Handelsministerium angekündigt, den chinesischen Energie-Sektor untersuchen zu wollen. Dahinter stehen offenbar die amerikanischen Gewerkschaften, die der massenhafte Import billiger chinesischer Solarmodule, Windkraftanlagen und aufladbarer Batterien stört. Während ich auf GoogleNews nach weiteren Artikeln suche, stoße ich auch auf einen Umweltblog. Er nennt sich „Tinnygreenbubble“. Auch er schreibt über den Subventions-Streit:

„We don't pretend to be world policy experts, but we do find it odd that the United States, a country that can't settle on its own energy policies and views on renewable and clean energy, has launched an investigation into Beijings subsidies to its (ever growing) clean energy industries [...]. Maybe it's just us, but when the U.S. can't get its own clean energy initiatives together, the investigation seems like it might be energy better spent elsewhere.“

Kurze Zeit später bekomme ich auch von meinem Kontakt bei den Vereinten Nationen eine Absage. Die Vorbehalte der chinesischen Firmen zeigten, schreibt er, was für ein kompliziertes Verhältnis die Unternehmen zu den Medien hätten. Viele westliche Berichte würden China in ein schlechtes Licht rücken. Und auch chinesische Journalisten seien bei den Firmen wenig beliebt. Sie versuchten oft, die Firmen zu erpressen: Sie drohten eine negative Story zu schreiben, es sei den... .

24. Ambitioniert: Der Umbau des chinesischen Energiemarktes

Meine Pläne, einen chinesischen Windturbinen-Hersteller zu besuchen, sind gescheitert. Trotzdem möchte ich mit einem Experten über die Entwicklung der erneuerbaren Energien in China sprechen. Corinne Abele ist schon seit mehreren Jahren in China. Sie arbeitet für „Germany Trade and Invest“ und beobachtet für die deutsche Wirtschaft unter anderem auch die Entwicklung des chinesischen Energiemarktes. Die erneuerbaren Energien in China würden auch für die deutsche Wirtschaft immer interessanter, erzählt sie.

Wie sieht der Energiemix in China heute aus?

China ist noch sehr stark von fossilen Brennstoffen abhängig, vor allem von Kohle, deren Anteil noch deutlich über 70 Prozent liegt. Mittelfristig soll der Kohle-Anteil gesenkt werden: auf rund 50 Prozent bis 2030. Das ist allerdings ein sehr ehrgeiziges Ziel. Außerdem hat China heute mit über 20 Prozent einen sehr hohen Anteil an Wasserkraft. Wind- und Solarenergie liegen zusammen bei knapp zwei, Atomkraft bei etwa einem Prozent.

Wie soll die Energieversorgung in Zukunft aussehen?

Fossile Brennstoffe werden immer noch am wichtigsten sein – und zwar mit deutlichem Abstand. Auch Wasserkraft wird weiter wichtig bleiben. Wind- und Solarenergie sollen zusammen im Jahr 2030 fünfzehn Prozent ausmachen. Die Atomkraft wird voraussichtlich auf zehn Prozent ausgebaut werden. Gas wird wahrscheinlich immer einen Anteil zwischen drei und fünf Prozent haben.

Warum ist es für China so schwer vom Energieträger Kohle loszukommen?

Weil Kohle einfach der verfügbarste ökonomisch günstigste Brennstoff ist, über den China verfügt. Deswegen wird China auch in Zukunft weiterhin wesentlich auf die vorhandene Kohle zurückgreifen. Ihr Anteil wird abnehmen, aber er wird meiner Einschätzung nach auf keinen Fall unter 50 Prozent rutschen. Unter dem Stichwort ‚Emissionsverminderung‘ macht es natürlich Sinn, über ‚saubere Kohle‘ nachzudenken – also darüber, die vorhandenen Kohlekraftwerke zu modernisieren und veraltete Kapazitäten abzuschalten. Das wird auch gemacht. Sie haben in China das Phänomen, dass sie hier die ältesten und gleichzeitig die modernsten Anlagen haben. Dieser Wechsel von alten zu effizienten Kraftwerken wird sich in den nächsten Jahren verstärkt vollziehen. In diesem Bereich hat man auch die größten Einsparkapazitäten.

Auch die Atomkraft soll ausgebaut werden. Wird die Atomkraft in China nicht so kritisch gesehen wie bei uns?

Das ist richtig. Die chinesische Regierung sieht die Atomkraft als einen Pfeiler der Energieversorgung der Zukunft. Das hängt auch damit zusammen, dass man dem Stromnetz große Schwankungen zumutet, wenn man sich von fossilen Brennstoffen verabschiedet und stattdessen erneuerbare Energien wie Wind- und Solarkraft einspeist. Diese Schwankungen müssen ausgeglichen werden, und bei diesem Energiemix spielt eben auch die Atomkraft eine bedeutende Rolle.

Welche erneuerbare Energien werden am stärksten ausgebaut?

Es gibt vor allem einen massiven Ausbau der Windkraft. Und das wird sich, denke ich, auch fortsetzen. China ist mittlerweile, was die installierte Kapazität angeht, gemeinsam mit den USA an der Spitze. Die chinesischen Ziele zum Ausbau der Windkraft sind sehr ambitioniert. Die Entschlossenheit der chinesischen Regierung sieht man auch daran, dass der Aufbau dieser Industrie sehr stark unterstützt worden ist. Zum Beispiel bei den Ausschreibungen: Es gibt Auflagen für die chinesischen Energieversorger, dass diese erst einen bestimmten Anteil an erneuerbaren Energien vorweisen müssen,

bevor neue Kohlekraftwerke gebaut werden dürfen. Das hat natürlich den Aufbau von Windparksanlagen enorm gefördert. Das Ziel der Regierung ist es, bis 2015 einhundert Gigawatt und bis 2030 zweihundert Gigawatt aufzubauen – das ist enorm.

Warum wird Solar-Energie bislang in China kaum eingesetzt?

Solar-Energie ist zu teuer. Erneuerbare Energien haben eine Preisstruktur, die alles teuer werden lässt, was grün ist. Bei der Solar-Energie ist das besonders extrem. Sie bekommen in China kein Solar-Projekt gestemmt, dass sich unter ökonomischen Gesichtspunkten rechnen würde. So lange sich an der Preisstruktur nichts ändert, wird es in diesem Bereich wahrscheinlich keinen Durchbruch geben.

Was sind die größten Herausforderungen beim Ausbau der erneuerbaren Energien?

Die größte Baustelle ist die Integration in die Netze. Das ist auf der ganzen Welt so. Je größer der Anteil an erneuerbaren Energien ist, desto größer sind die Schwankungen. Und die müssen sie ausgleichen. Außerdem müssen sie den Strom dorthin transportieren, wo er gebraucht wird. Die Provinzen, die viel Strom einspeisen können, wie etwa Gansu oder die Innere Mongolei, sind nicht die Provinzen, wo die Industrie sitzt. Das heißt, sie müssen den Strom über tausende Kilometer transportieren. Und das können sie nur leisten, indem sie die Netze integrieren. Die Stromnetze in China liegen traditionell in den Provinzen. Sie können noch nicht von einem komplett integrierten nationalen Netz sprechen. China ist gerade dabei, die Netze auszubauen. Das sind riesige Investitionen.

Die chinesischen Pläne sind ambitioniert, sagen Sie. Sind sie Ihrer Einschätzung nach umzusetzen?

Ich bin schon relativ lange in China und habe gelernt, auch ambitionierte Ziele nicht einfach abzutun. Vielleicht wird es etwas länger brauchen. Aber ich könnte mir schon vorstellen, dass sie es schaffen, den Kohleanteil weiter herunterzufahren. 50 Prozent ist vielleicht ein bisschen zu optimistisch. Aber unter 60 Prozent wird man erreichen können, das denke ich schon.

25. Abflug und Fazit

Wieder sitze ich im Taxi. Diesmal auf dem Weg zum Flughafen. Der Wagen saust an einem Schild am Straßenrand vorbei. „Fahr wie ein zivilisierter, höflicher Chinese“, steht darauf. Es ist später Abend. Auf der Straße sind

nur wenige Autos unterwegs. Wir kommen schnell voran. Die sechs Wochen Recherche sind wie im Flug vergangen. Was nehme ich mit von meinem Besuch in China?

Erstens: Ich habe den Eindruck, dass das „Problem Klimawandel“ in China erkannt wurde und durchaus ernst genommen wird. Klimaskeptiker habe ich während meiner Reise nicht getroffen. Und offenbar wird auch einiges getan, um die Emissionen zu reduzieren: Die Industrie soll energieeffizienter werden – nicht nur, aber auch um das Klima zu schützen. Die Pläne, den Strommarkt umzubauen, sind auch nach Einschätzung ausländischer Beobachter äußerst ehrgeizig. Genauso klar ist allerdings, dass sich erst in den nächsten Jahren zeigen wird, wie erfolgreich diese Maßnahmen bei der Reduzierung von CO₂-Emissionen sein werden. Und: auch wenn die chinesische Industrie im Verhältnis zur Wirtschaftsleistung effizienter wird – wenn die Wirtschaft weiterhin so schnell wächst wie bisher, dürften die absoluten Emissionen weiter steigen.

Zweitens: Fast alle meiner Gesprächspartner sahen beim Klimaschutz in erster Linie die westlichen Industriestaaten in der Pflicht. Auch wenn sie sich bewusst waren, wie viel China zur globalen Erwärmung beiträgt. Das sagten mir gegenüber nicht nur chinesische Gesprächspartner – darunter Journalisten, NGO-Vertreter und Akademiker – sondern auch ausländische Experten, wie etwa Gastprofessor Andreas Oberheitmann oder Guardian-Korrespondent Jonathan Watts. Am eindrucksvollsten war zu dieser Frage sicherlich das Gespräch mit Regierungsberater Hu Tao: „Genau das sind Menschenrechte! Warum habe ich nur das Recht, rund 4 Tonnen CO₂ im Jahr zu verursachen? Und Sie als Europäer über 12 Tonnen? Und ein US-Amerikaner 22 Tonnen? Warum hat nicht jeder Mensch auf der Welt die gleichen Rechte? Ich hoffe sehr, dass Sie diese Frage mitnehmen und den Europäern stellen.“

Drittens: Viele Optimisten habe ich während meiner Reise nicht getroffen. Die meisten meiner Gesprächspartner waren eher skeptisch, dass das Klimaproblem in absehbarer Zeit gelöst werden kann. Stellvertretend hier die Einschätzung von Professor Oberheitmann: Er befürchtet, dass der menschliche Egoismus zu einem „Osterinselsyndrom“ führen könnte. Die Gefahr: die Menschen leben – wie auf den Osterinseln – über ihre Verhältnisse und zerstören zuerst die vorhandenen Ressourcen und schließlich ihre eigene Kultur. Ein großes Problem sei, dass der Beitrag eines jedes Einzelnen zur Verursachung aber eben auch zur Lösung der Klimafrage relativ klein sei. „Und das führt dazu, dass die Menschen nicht bereit sind, ihren Lebensstil zu ändern. – Und wenn alle so denken, dann wird sich an der Klimaerwärmung auch nichts ändern.“